

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
Bankkonto: Dank der Arbeiter, Angestellten und Beamten. U. G.
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Röhlfstraße 16
Fernsprecher S. U. 62841

Erscheint wöchentlich am Samstag
Eingetragen in die Reichspostzeitungliste

Noch kein Friede in Sicht Den Schwerindustriellen muß von außen geholfen werden

Düsseldorf, 29. November.

F. K. Gestern nachmittag wurde den gewerkschaftlichen Unterhändlern vom Regierungspräsidenten Bergmann mitgeteilt, daß die Verhandlungen abermals „vertagt“ werden müssen, weil der Arbeitgeberverband den gewerkschaftlichen Vorschlag nicht als eine geeignete Verhandlungsgrundlage anzusehen vermöchte. Somit ist das Streikstreifen am Ruhrhimmel schon wieder verbannt. Der Versuch, den unheilvollen Konflikt in der Eisenindustrie beizulegen, ist wieder an dem gleichen toten Punkt wie die letzte Woche angelangt.

Vorige Woche schon scheiterte der Versuch an der Unnachgiebigkeit der Unternehmer. Sie wollten in ihrer Halsstarrigkeit bekräftigt werden durch den Gläubiger des Urteils des Landesarbeitsgerichts in Sachen des Schiedspruchs werde ihnen günstig sein. Dieser Glaube erwies sich als irrig. Das Landesarbeitsgericht hat die Klage des Arbeitgeberverbandes abgewiesen und entschieden, daß der Schiedspruch erfüllt werden muß. Damit war eine neue Lage entstanden, die der Regierungspräsident Bergmann glaubte für einen friedlichen Vermittlungsversuch nützlich zu finden. Die Parteien kamen am 27. November wieder im Regierungsgebäude zusammen, nach kurzer Rede des Regierungspräsidenten wählte jede Seite eine dreiköpfige Kommission, die sich gleich zusammensetzte. Am Nachmittag holte jede Partei einen größeren Kreis von ihren Leuten heran, damit ohne Zeitverlust eine Entscheidung gefällt werden konnte, falls die Verhandlung der Unterhändler zu einer Annäherung führte. In später Abendstunde erfuhr dann der größere Kreis, daß es nicht zu entscheiden gebe, weil beide Seiten auf ihrem alten Vorschlag beharrten.

Der Vorschlag der drei Metallarbeiterverbände ist den Besatzern der WZ hinlänglich bekannt. Er besteht im wesentlichen darin: Anerkennung des für verbindlich erklärten Schiedspruchs. Um aber die Wiederaufnahme der Arbeit sofort zu ermöglichen, soll bis zur Entscheidung des Reichsarbeitsgerichts nach dem bis zum 31. Oktober in Kraft gewesenen Bedingungen gearbeitet werden. Um den Unternehmern die Annahme dieses Vorschlages zu erleichtern, verzichten die Gewerkschaften auf Nachzahlung für die Zeit bis zum reichsarbeitsgerichtlichen Urteil und sind bereit, die Laufdauer des Schiedspruchs um ein Jahr, also bis zum 31. März 1929 zu verkürzen.

Diesem gewiß vernünftigen Vorschlag mit zwei erheblichen Konzeptionen lehnten die Unternehmer rundweg ab. Was immer sie dagegen auch vorschlugen, es läuft alles auf die Vereinfachung oder Übergehung des Schiedspruchs hinaus. Sie wollen jetzt gleich, bevor das Reichsarbeitsgericht entschieden hat, ein Abkommen von möglichst langer Dauer abschließen, um den Schiedspruch ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Verschleiernd angesichts ihres Planes, dem Schlichtungsweisen und dem sozialistischen Reichsarbeitsminister einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Nicht nur das. Die Unternehmer wollen möglichst weit von den Lohnfragen des Schiedspruchs weg, wollen möglichst wenig zahlen. Sie schlagen Zulagen vor, die nicht einmal ein Drittel der Zulagen des Schiedspruchs ausmachen. Hierdurch glauben die Industriellen zum ersten einen unmittelbaren Vorteil zu erreichen, indem sie weniger zahlen, zum zweiten einen mittelbaren, aber viel größeren Vorteil, indem sie fortan die Schlichter bei der Lohnfestsetzung nach unten hin beeinflussen.

Das alles ist in diesen Spalten schon auseinandergesetzt worden. So möge die Mitteilung genügen, daß die Unternehmer auch in der zweiten Verhandlung auf ihrem feinen Plan mit dem Drum und Dran an „Zugeständnissen“ beharren. Die Gewerkschaften ihrerseits aber denken nicht daran, das saubere Planchet der Schwerindustriellen, dieser geschworenen Feinde des demokratischen Staates und der Arbeiterklasse, zu fördern. So mußte es abermals zu einer „Vertagung“ kommen.

Gleich nachdem sich die Unmöglichkeit des Gelingens des ersten Vermittlungsversuchs herausgestellt hatte, hob in der Schwerindustriellen Presse ein lautes Geschlän über die bösen Gewerkschaften an. Insbesondere über die Bezirksleiter der Metallarbeiterverbände. Diese ungehobelten Gesellen sollten „mit einem Schlage das mühselige und verheißungsvolle Aufbausergebnis vom Samstag“ vernichtet haben. In diesem Tage (am 17. November) habe sozusagen die Feder für die Unterzeichnung des Friedensvertrages bereit gelegen, die nur noch zur Polierung der holden Eintracht herbeigezogenen Bezirksleiter aber hätten sie wieder zerfchlagen. Das sei eben darauf zurückzuführen, daß ihnen die großen Gesichtspunkte abgingen, des wirtschaftlichen Verantwortungsgefühls bar seien und Furcht vor der Opposition hätten. Mit solch trolligen Geschichtchen läßt sich die Kölnische Zeitung (am 22. November) anderthalb Spalten vom dem Direktor der Demag AG., Herrn R. Stahl, füllen.

Diese Geschichten entstammen natürlich dem Reiche der Dichtung. Es ist zu keinem Zeitpunkt der Verhandlung der kleinen Kommission Unklarheit darüber gelassen worden, daß die sachkundigen Bezirksleiter bei den Einzelheiten eines Abkommens mit zu beraten und zu entscheiden haben. Und eben bei den Einzelheiten, das heißt vor allem bei den Lohnfragen, kam man nicht weiter, weil die Unternehmer möglichst wenig von den Zuschlägen des Schiedspruchs zugehen wollten um ihres Geldvorteils willen und um dem Verbindlichkeitskreis des

Schiedspruchs — mit Hilfe der Gewerkschaften! — einen Dämpfer aufzusetzen. Ebenso töricht ist die Geschichte, zwischen Samstag und Montag habe sich der politische Einfluß gegen das Aufbausergebnis geltend gemacht. Welche Seite einen derartigen Einfluß ausgeübt haben soll, bleibt ein plattes Rätsel.

Von dem Mangel an großen Gesichtspunkten und an wirtschaftlichem Verantwortungsgefühl der Gewerkschaften braucht gar nicht gesprochen zu werden, zumal diese Vorwürfe von einer Seite kommen, die erst noch zu beweisen hat, daß sie der großen Gesichtspunkte und des Verantwortungsgefühls nicht entbehrt. Wer von jeher, im Kriege, bei der industriellen Umstellung, während der Ruhrbesetzung, in der Inflation, bei der Rationalisierung u. v. große Gesichtspunkte und Verantwortungsgefühl gezeigt hat, die Gewerkschaften oder die deutschen Schwerindustriellen, weiß so ziemlich alle Welt. Und wer es noch nicht wissen sollte, der lese sich die nun vier Wochen dauernde Stilllegung des wichtigsten deutschen Industriebezirks an.

Die Erfahrung der vorigen Woche läßt vermuten, daß die Unternehmerpresse auch die nächsten Tage ruhen wird, die öffentliche Meinung zugunsten der Urheber der Ausperrung zu wenden. Das ist sicherlich ein sehr schwieriges und nicht gerade erfolgverheißendes Geschäft, obgleich noch lange nicht alle Schwachsinnigen aus der Öffentlichkeit ausgeschieden sind. Die Aussicht, daß die Vererber dieses unfagbaren Unheils Geneigtheit in den breiten Volksschichten finden, ist über alle Maßen gering. In allen Gassen und Behausungen des Ruhrgebietes kann man fordern hören, daß den Schwerindustriellen Wirtschaftszerstörer ein für allemal die Möglichkeit genommen werden müsse, Unheil zu stiften. So geht endlich die Saat auf, die die deutschen Scharfmacher geät haben. Die Schar derer, die die Sozialisierung der Eisenerzeugung als eine dringende Notwendigkeit und platte Selbstverständlichkeit erörtern, ist prächtig im Wachsen auch in den Kreisen, die nun bislang zu den unbedingten Verteidigern des kapitalistischen Privateigentums halten mußte. So erweisen sich die Hüttenbarone als ebenso wirame Agitatoren für die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, wie Wilhelm II. und seine Feldwebel für die Republik. Die Saat, die die Schwerindustrielle Faust gestreut, schießt in die Höhe!

Dieser Stand der Dinge ist natürlich auch im Lager der Eisenfabrikanten nicht unbekannt. Daher ist dort der Wunsch, irgendwie aus dem mit jedem Tag drückender werdenden Dilemma herauszukommen, sicherlich nicht gering. Die Neigung, aus der unheilvollen Front auszubringen, ist gleichfalls vorhanden, wird aber gehemmt durch gesellschaftliche wie geschäftliche Bindungen und besonders durch die Furcht vor der Materialsperrre. Wie immer man das Ende dieses verderblichen Konflikt erwägen mag, von seinen Urhebern ist es schwerlich zu erwarten. Sie haben sich zu weit in die Sackgasse verannt, um selbst noch einen Ausweg zu finden oder den Mut dazu aufzubringen. Und die andern, die die maßgebenden Herren der Hüttenbarone mit Genialität versehen, werden sich schwer hüten, einen Ausweg aufzuzeigen, weil dies ja gleichbedeutend wäre mit dem Verluste ihres Rufes als Genialitätslieferanten und dem des Brotplatzes.

Wie die Dinge und die Schwerindustriellen nun einmal beschaffen sind, kann eine Lösung des Konflikts nur noch von außen kommen. Und zwar von der Gesetzgebung und der Regierung. Beide haben eine vorzügliche Gelegenheit mehr, nun einmal durch die Tat zu beweisen, daß in Deutschland alle Staatsgewalt vom Volke ausgeht und nicht von einer Handvoll verbohrtter Großkapitalisten. Dieser Beweis sollte aber nicht etwa durch Eisenpreiserhöhung, Steuererlaß oder Vermehrung der 715 Millionen zu führen begonnen werden, sondern durch das gerade Gegenteil. Ein der deutschen Wirtschaft wirklich nützlich Vorgehen gegen die Schwerindustrie kann nicht mehr schwer sein, da ja auch die Zentrumspartei bei der Partie sein wird. Denn der Christliche Metallarbeiterverband hat unter Mithilfe politischer Persönlichkeiten am letzten Sonntag eine Entscheidung angenommen, in der ein Notgesetz gefordert wird, das anordnet, daß die Betriebe geöffnet werden. Die Zentrumspartei wird sich sicherlich höflich freuen und es gegemend bedanken, wenn sie von der stärksten Regierungspartei beim Wort genommen, das heißt veranlaßt wird, gegen die wirtschaftlichen Unheil stiftenden Löhnen, Klöner, Poensgen usw. gefeßgeberisch vorzugehen.

Um eine solche gesetzliche Maßnahme wird man schwerlich herumkommen. Sie wird, wenn nicht gleich, dann sicherlich nach der Urteilsverkündung des Reichsarbeitsgerichts anerkannt werden. Aber bis dahin darf eine Regierung nicht warten, wenn sie die Volkswirtschaft nicht noch mehr zerrütten lassen will. Die Schwerindustriellen selbst können sich nicht mehr helfen. Darum muß ihnen geholfen werden, und zwar so, daß sie nie mehr in die Lage kommen, der Hilfe zu bedürfen.

Kollegen, werbt für euren Verband
Gebt die gelesenen Metallarbeiter-Zeitungen zur Werbung an die Unorganisierten!

Urteil der zweiten Instanz „Der Schiedspruch muß beachtet werden“

Duisburg, 24. November.

F. K. Die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit war heute noch stärker auf das Gerichtsgebäude von Duisburg gerichtet, als am 12. November. Denn heute sollte von dort, vom Landesarbeitsgericht, die Wichtigkeit darüber kommen, ob das zwölf Tage vorher vom Arbeitsgericht gefällte Urteil richtig ist. Dieses Urteil besagte, daß der Schiedspruch vom 26. Oktober für die Eisenindustrie unzulässig sei. Und hierfür war eine Begründung gegeben, die sich im wesentlichen an die Klageschrift des Arbeitgeberverbandes von Nordwest hielt. Dagegen hatten die drei besagten Metallarbeiterverbände Berufung an das Landesarbeitsgericht eingeleitet.

In diesem Rechtsstreit handelt es sich für die Schwerindustriellen Scharfmacher, die ihn angezettelt haben, um viel mehr, als um die paar Pfennige Lohnzulage des Schiedspruchs. Ihnen ist die staatliche Schlichtung ein Grauel. Sie glauben, daß sie ohne den staatlichen Zwang Lohn wie Arbeitszeit so wie einst in der monarchischen Zeit nach eigenem Ermessen festsetzen könnten. Aber den wirklichen Zweck dieses Rechtsstreites ist sich so ziemlich jedermann klar, nämlich aber die organisierten Eisenarbeiter. Sie bewiesen dies, wenn durch nichts anderes, dann durch ihren Andrang zu dieser Gerichtsverhandlung. Sie hatten ein paar Augenblicke nach Öffnung des Gerichtssaales alle Sitzreihen gefüllt. Die Presseleute waren fast doppelt so zahlreich als am 12. November erschienen. Die Sache der Parteien wurde nicht wie in der ersten Instanz von juristischen Laien, sondern von gelehrten Juristen verfochten. Für die drei Metallarbeiterverbände plädierten die Rechtsanwälte Dr. Frankel (Dürenberg), Dr. Abel (Essen) und Professor Dr. Sinzheimer (Frankfurt); für den Arbeitgeberverband Nordwest die Rechtsanwälte Schoppen, Mansfeld und Dr. Gauert. Kurz nach 9 Uhr eröffnet der Vorsitzende des Landesarbeitsgerichts, Dr. Gramer, mit den vier Beisitzern. Die Beisitzer werden alphabetisch in der Reihenfolge berufen. Selbst am müchtig zuweilen das Alphabet die Beisitzer. Auf der Unternehmenseite zwei ausgelochte Fachleute, der Sozialdirektor der Gutehoffnungshütte und ein Krupp'scher Betriebsdirektor; auf der Gewerkschaftsseite aber ein Bergmann und ein Techniker.

Bei diesem Rechtsstreit handelt es sich, wie hier schon angeführt, hauptsächlich um zwei Punkte, um einen formalen und einen materiellen. Der formale besteht nach der Klageschrift des Arbeitgeberverbandes darin, daß der Schiedspruch vom 26. Oktober nur mit der Stimme des Schlichters gefällt, darum unzulässig sei, weil der Spruch von einer Mehrheit gefällt sein müsse. Der materielle Punkt besteht nach der Klageschrift darin, daß der Schiedspruch eine Affordzulage (von 2 %) enthalte, wodurch er in den noch bestehenden Manteltarif einträte, was unzulässig sei und auch darum der Schiedspruch annulliert werden müsse.

Den Reigen der Plädoyers eröffnete der Vertreter unseres Verbandes, Dr. Frankel. Er behandelte vornehmlich den formalen Streitpunkt der Anfechtungsklage, nämlich ob der Schiedspruch, anstatt von einer Mehrheit, nur mit der Stimme des Schlichters gefällt worden sei und ob, wenn dies wirklich zuträfe, deswegen der Schiedspruch für unzulässig erklärt werden könne. Er bestritt die erste Annahme, weil für die Beratung der Schlichterkammer die Schweigepflicht bestehe und in dieser Sache weder eine Beweisaufnahme stattfinden dürfe noch statiergehen hätte. Aber selbst wenn man die Annahme als richtig unterstelle, so sei der Schiedspruch gültig, weil er einen Hoheitsakt des Staates darstelle, der einer gerichtlichen Nachprüfung nicht unterliege, ganz abgesehen von der Tatsache, daß der Schlichter sich bei seinem Spruch oft gar nicht auf eine Mehrheit der Schlichterkammer stützen könne, da in dieser die Meinungen in mehr als zwei Richtungen auseinandergehen. Der Schlichter aber müsse zu einem Spruch kommen und er werde daher sich oft gar nicht auf eine Mehrheit stützen können. Die Stimme des Schlichters sei als die Stimme des Kollegiums anzusehen.

Der Rechtsanwalt Abel vom Christlichen Metallarbeiterverband beschäftigte sich insbesondere mit dem materiellen Streitpunkt, mit der Frage, ob der Schiedspruch dadurch, daß er eine Affordzulage enthalte, in den noch laufenden Manteltarif eingreife. Der Anwalt legte dar, daß die Affordzulage keinen Teil des Affordlohnes bilde, sondern ganz unabhängig von diesem und von den Affordlöhnen allen Affordarbeitern gewährt werde, so etwa wie die Kinderzulage. Durch die Affordzulage bleibe der Manteltarif völlig unangestastet. Durch praktische Beispiele machte der Anwalt die Richtigkeit seines Standpunktes verständlich.

Bei dieser Darlegung wurde es einem erst ganz klar, wie ungeheuer verwickelt die Lohngestaltung in der Schwerindustrie ist. Es ist eine wahrhaftige Geheimwissenschaft, deren Schlüssel nur ein paar Kundige haben, und vielleicht die noch nicht einmal. Hoffentlich erfährt davon unsere staatliche Bürokratie oder unsere Gesetzgeber, deren Erzeugnisse doch wahrlich nichts an Verwickeltheit und Fiktion zu wünschen übrig lassen, nichts von dem Lohnbabel der Eisenindustrie. Ansonsten wäre zu befürchten, daß sich unsere Verordnungen und Gesetze noch toller verwickelten. Wird die Lohngestaltung nicht vereinfacht und verständlicher gemacht, muß ein wachsendes Heer von Juristen ausgiebige Beschäftigung bekommen. Gnade dann dem Tarifrecht!

Vor den Arbeitsgerichten geht der Streit im Grunde um den Kopf des Vorstehenden, in unserm Falle hier um den Kopf eines Landesgerichtsdirektors, eines Juristen. Von diesem kann man unmöglich erwarten, daß er sich in dem Labyrinth des eisenerindustriellen Tarifgebäudes auskennt. Da zu befürchten war, daß es ihm noch nicht ganz klar war, daß eine Affordzulage einen Einbruch in den Manteltarif nicht bedeutet, befaßte sich der Professor Sinzheimer, der Anwalt des Christlichen Deutschen Metallarbeiterverbandes, noch einmal mit dieser verwickelten Sache. Und dies geschah in meisterhafter Weise. Er hob den Unterschied zwischen Affordpreis und (Gesamt-) Verdienst der Affordarbeiter hervor. Die Affordzulage sei eine allgemeine Vergütung, durch welche der Affordpreis nicht angetastet werde. Im übrigen sei die Affordzulage von 2 % des Schiedspruchs gerade auf Verlangen der

Woher die Teuerung?

Weshalb sind seit Anfang 1924, das heißt seit Beerdigung der Inflation, die Preise des Lebensunterhalts wieder unentwegt gestiegen? Weshalb steigen sie gegenwärtig und schon seit Monaten so stark, daß man von Woche zu Woche den Unterschied merkt? Das ist eine Frage, deren Wichtigkeit man ernstlich, wenn man bedenkt, daß hier der unmittelbare Anlaß der Lohnforderungen und damit der Lohnkämpfe liegt, die gegenwärtig wieder die Wirtschaft erschüttern.

Der Sinn der Teuerung ist heute derselbe wie in der Inflationszeit: selbstverständlich soll sie den Kapitalprofit steigern, aber nicht, wie es auf den ersten Blick scheint, einfach durch Ausplünderung der Käufer. In dieser Hinsicht ist sie ein zweischneidiges Schwert, denn sie verleiernert ja auch den Bedarf des Kapitalisten selbst, sowohl für seine Person wie für seinen Betrieb. Sondern durch Verkleinerung des Arbeitslohns. Wird der Lebensunterhalt teurer, so wird der Anteil der Arbeiterklasse am Ertrage ihrer Arbeit kleiner, der dem Kapital zuzurechnende Anteil wird größer, ohne daß der Geldlohn gekürzt zu werden braucht.

Den Anteil der Arbeiterklasse zu verkleinern, ist freilich und ständig das Streben des Kapitals. Dadurch braucht es und für sich keine Verschlechterung der Lage der Arbeiter einzutreten. Wenn die Produktion schnell zunimmt, kann der Anteil der Arbeiter steigen, während der Anteil des Kapitals noch schneller steigt. Das ist dann eine verhältnismäßige Minderung des Arbeitslohns, wobei es den Arbeitern gut gehen kann. So war es zum Beispiel in England jahrzehntlang vor dem Kriege. Aber diese glückliche Zeit ist zu Ende. Der Ausbruch des Weltkrieges bezeichnet den weltgeschichtlichen Augenblick, wo (um mit Karl Marx zu reden) die Produktionskräfte dem Kapital über den Kopf wuchern. Seitdem ist, in weltgeschichtlichem Maßstab gesehen, die Produktion nicht mehr gewachsen. Zuerst, während des Krieges und noch eine Zeitlang nach ihm, nahm sie direkt ab; nachher stieg sie wohl wieder, aber lange nicht in dem Maßstab, wie es das Kapital für seine Profitbedürfnisse braucht. (Siehe hierfür „Weltkapital und Weltbeherrschung“ von Julian Borchardt.) Seitdem ist das Kapital darauf angewiesen, den Arbeitslohn nicht nur verhältnismäßig, sondern absolut herabzudrücken. Zum Teil geschieht das auf dem direkten Wege der Kürzung des Geldlohns; in Amerika und England, auch in Deutschland haben wir es oft genug erlebt. Aber selbst da, wo die Arbeiter sich einreden lassen, es geschehe zu ihrem Vorteil, um die ausländische Konkurrenz unterbieten zu können, selbst da gibt es immer Schwierigkeiten und Widerstände. Noch viel mehr bei einer marxistisch gefühlten Arbeiterklasse, die auf solchen faulen Trümpfen nicht herabsteigt. Deshalb wählt das Kapital immer mehr und mehr den indirekten Weg der Warenverleinerung. Wenn — um ein Beispiel anzuführen, das wir in der Inflation wirklich erlebt haben — die Warenpreise verzehnfacht sind, die Arbeitslöhne aber nur verdoppelt, so ist in

Wahrheit der Arbeitslohn auf die Hälfte gesunken und die meisten Arbeiter haben es nicht einmal recht gemerkt, sind sich jedenfalls nicht klar darüber, wie es gekommen ist, so daß sie sich nur schwer zu einseitigem Widerstand aufraffen. Das ist der wahre Zusammenhang; das ist der Grund, weshalb heuteutage die Preise immer und immer wieder in die Höhe gehen. Natürlich sind sich die Kapitalisten selbst über diesen Zusammenhang nicht klar und suchen allerhand andere Erklärungen auszufindeln. Dahin gehört auch das sehr beliebte Gerede über die große Schuld des Zwischenhandels, wobei die Konsumvereine auch mit zum Zwischenhandel gehören. Mag der Kleinhändler es ausbaden, der ja sowieso den Verkehr mit der Kaufkraft zu besorgen hat. Kommt noch hinzu, daß heuteutage, seit dem riesigen Abbau von Beamten, Angestellten und Arbeitern aller Art, unzählige Kleinhändler in Wahrheit Proletarier sind, die in der Verzweiflung nach dem Strohhalm eines „eigenen Geschäfts“ gegriffen haben. Wie prächtig bietet sich da der Ausweg, auf die „Überhebung des Handels“ zu schimpfen und ihr die ganze Schuld an den ewig steigenden Preisen zuzuschreiben. Lebt nicht der Handel überhaupt nur vom Aufschlag auf die Preise der Fabrikanten? Und will nicht jeder, der sich da neu hineinschiebt, auch wieder seinen Profit, also einen neuen Aufschlag auf die Preise machen?

Hier heißt es nun aufpassen. Selbstverständlich trifft es zu, daß im Zwischenhandel zahlreiche Parasiten vorhanden sind, die leben, ohne zu erzeugen. Selbstverständlich ist es notwendig, daß die Arbeiterklasse sich dagegen durch Konsumvereine und dergleichen wehren, in diesen ihren Verbänden muß, um den Warenpreis möglichst tief zu halten. Aber wir wollen nicht vergessen, daß im Handel nur der bereits geschaffene Mehrwert hin und her geschoben, unter die verschiedenen Kapitalistengruppen verteilt wird. In diese Verteilung einzugreifen und möglichst viel den Kapitalisten abspenstig zu machen, ist die notwendige und segensreiche Aufgabe der Konsumvereine. Aber geschaffen wird der Mehrwert nicht im Handel, sondern in der Produktion. Daß insbesondere die Preissteigerungen der letzten Jahre nicht durch den Aufschlag der Händler einschließlich der Konsumvereine entstanden sein können, wie es die Unternehmer gern behaupten, um die Arbeiter irre zu führen, beweist sogar die (bekanntlich sehr lückenhafte) Statistik. Es stand der Index der

	Lebensmittel im Großhandel	Nahrungsmittel im Einzelhandel
Januar 1924	116,3	141,8
August 1923	137,6	155,6

Eine etwas unständliche Rechnung, mit deren Einzelheiten ich den Leser verschonen will, ergibt aus diesen Zahlen, daß in den 4 1/2 Jahren der Aufschlag des Handels auf seine Einkaufspreise ganz erheblich kleiner geworden ist. Wir wollen und dürfen uns nicht die Lasten verschleiern lassen, daß die fortgesetzte Teuerung durch die Lebensbedingungen des Kapitalismus im ganzen verursacht wird. J. B. H. K. S.

Unternehmer geschaffen worden, weil diese den Arbeitslohn unbeeinträchtigt lassen wollten. Die Arbeiter hätten diese Arbeitslöhne gar nicht gemocht. Nach einer Entscheidung des Reichsarbeitsgerichts liegt ein Einbruch in einen bestehenden Vertrag dann vor, wenn dieser durch den Schiedspruch abgeändert werde. In dem hier vorliegenden Falle aber ist der Mantelvertrag keineswegs geändert worden.

Es kamen nun die Rechtsanwälte der Klagen der Unternehmer an die Reihe. Während des Plädoyers des Hauptanwaltes der Industriellen, des Dr. Brauer, eines früheren Staatsanwaltes, kam es zweimal zu einem bemerkenswerten Zwischenfall. Um seiner Wortführung Gewicht zu verleihen, nahm er einige Beispiele zu Hilfe, die von einer aus dem Reichsgericht stammten. Er meinte, statt 2-3 Anlagen könne ein Schiedspruch auch eine von 50 Anlagen umfassen. Darob erfolgte vom dichtgedrängten Publikumsraum einmündiger Protest, der sich wie ein Donner Schlag unerbittlich erhob und ebenso plötzlich wieder verstummte. Der Unternehmeranwalt drehte sich um und der Vorsitzende mahnte eindringlich zur Ruhe. Alles war wieder ganz still. Nach ein paar Minuten wiederum der urplötzlich und dumpf rollende Donner Schlag. Der Gerichtsbesitzende mahnte wieder zur Ruhe. Es war schon wieder alles ganz still. Dem Unternehmeranwalt ging durch die Klänge aus. Er schwenkte zu weiterer verhänglicher Spitzfindigkeiten über. Nach den Worten der gelehrten Juristen nahm unter Bezirksleiter, Kollege Wolf, das Wort. Er ließ sich durch das darauf anberührende Wortspiel der Anwälte nicht beirren. Immer wieder brachte er neue Gründe gegen die Darstellung der Unternehmervertreter vor.

Die Plädoyers hatten an die sieben Stunden gedauert. Die Aufmerksamkeit der dicht sitzenden und stehenden Zuhörer hatte keinen Augenblick nachgelassen. Das Gericht brauchte fast zwei Stunden zur Urteilsfindung. Mit nicht mehr freigerungsfähiger Spannung wurde das Urteil erwartet. Der Vorsitzende gab vorerst die Begründung, leider etwas unzulänglich und unklar, und erklärte, das Urteil sei nicht mehr freigerungsfähiger Spannung. Immerhin konnte man vernehmen, daß der Staat ein Interesse daran habe, Einfluß auf die Lohnpolitik zu erhalten, was in der Lohnpolitik ebenwohl wie in der Staatspolitik begründet liegt. Es dürfe nicht außer acht gelassen werden, daß der Schlichter unbedingt in einem Schiedspruch kommen müsse. Die Fällung des Schiedspruchs habe nach der Annahme der Kammer erfolgen müssen. Ein Kollegium Richter aber anders als eine Einzelperson, die sich von Äußerungen halten lassen kann und dann die Entscheidung fällt. In dem vorliegenden Falle solle die Stimme des Vorsitzenden als die Stimme des Kollegiums gelten, wenn er allein die Entscheidung herbeiführt. Der Schiedspruch sei nun einmal in der Welt und müsse anerkannt werden. Damit sei auch die Prüfung des materiellen Streitpunktes überflüssig, das heißt, ob ein Einbruch in den vorhandenen Mantelvertrag erfolgt sei. Dessenungeachtet habe sich das Gericht auch mit diesem Punkt beschäftigt, um einer Zurückweisung durch das Reichsarbeitsgericht, das sich sicherlich mit dem Streitfall zu befassen habe, vorzubeugen. Da sei man nun allerdings zu der Meinung gelangt, daß ein Einbruch in den Mantelvertrag vorliege. Immerhin aber sei noch einmal zu betonen, daß der Schiedspruch von einem unparteiischen Richter gefällt worden sei, also bestehe und beachtet werden müsse. Aus all diesen Gründen sei das Gericht zu folgendem Urteil gekommen:

Auf die Beratung der Klagen (Metallarbeiter-Verband) hin wird das Urteil des Reichsarbeitsgerichts vom 12. November abgeändert. Die Klage der Reichsindustriellen Gruppe des Arbeitgeberverbandes wird abgewiesen. Der Kläger hat die Kosten zu tragen. Der Streitwert wird auf eine Million Mark festgesetzt.

Unmöglich zu sagen, daß dieses Urteil im Reichsarbeitsgericht die lebhafteste Erwartung erregte. Auch lebhaft dürfte sich die nächsten Wochen die Presse damit beschäftigen. Das Urteil der zweiten Instanz bringt in das Licht, aber in die Lohnpolitik einen neuen Begriff, das Staatsinteresse an der Lohnpolitik, und diesem Interesse wird in der Begründung des Urteils ein sehr großes, wenn nicht ausschlaggebendes Gewicht beigemessen. Das wenigstens muß man nach der mündlich gegebenen Begründung annehmen. Man darf sich jedoch fragen, was der neue Begriff in der schriftlichen Begründung, die am 22. November in Aussicht steht, dargestellt oder zurückgewiesen wird. Nicht weniger gespannt wird man der Entscheidung der letzten Instanz entgegensehen. Es wird sich ganz bestimmt mit dieser hochbedeutenden Streitfrage zu beschäftigen haben. Denn die Unternehmerseite wird Revision beantragen. Die Entscheidung des Reichsarbeitsgerichts ist schließlich nur die Vermittlung zu erwarten.

Betriebsstilllegungen

Die Meldungen über Betriebsstilllegungen häufen sich, besonders aus den Randgebieten Nordwest, die durch die Aussperrung stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Im Kreis Altona waren bis zum 29. November 15 Betriebsstilllegungsanträge eingereicht worden, alle mit der Berufung auf die Schwierigkeiten, die aus dem Ruhrkampf der weiterverarbeitenden Industrie erwachsen. Es mag zugegeben werden, daß es wirklich Betriebe gibt, die durch Materialmangel zur Stilllegung gezwungen werden, nachweisbar ist aber auch, daß die Mehrzahl der Betriebe durch die Unternehmerverbände zu diesem Vorgehen gezwungen werden. Es wird aus dem Bezirk Bielefeld gemeldet, daß eine dortige Großmaschinenfabrik beim Gewerbeaufsichtsamte nachfolgenden Antrag einreichte:

Die sich laufend bei uns verschlechternde wirtschaftliche Lage einerseits und die mit Rücksicht auf den Arbeitskampf in der Nordwestlichen Gruppe und die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten andererseits, auch infolge Materialmangels Arbeiterentlassungen vorzunehmen zu müssen, die über den Rahmen der in der Betriebsstilllegungsverordnung angegebenen Zahlen, bis zu welchen diese nicht in Frage kommt, hinausgeht, zehren wir uns gezwungen, vorläufige Anmeldung zu machen. Wir behalten uns vor, entsprechend der Entwicklung der Dinge, eine Verlängerung der vorläufigen Sperre zu beantragen, falls sich diese Maßnahmen im Interesse der Produktion als notwendig herausstellen sollte.

Ein Antrag auf Stilllegung aus wirtschaftlichen Gründen wurde schon vor dem 9. November gestellt, am 9. November wurde dann obiger Antrag hinterlegt, und zwar auf Grund der Erklärung des Reichsindustriellen Arbeitgeberverbandes, der wiederum nach den Anordnungen des Gesamtverbandes der Metallindustrie, wie sie in dem mit „Eilt Eilt“ bezeichneten Rundschreiben verlangt werden, handelte. Nicht die „schlechte wirtschaftliche Lage“ ist maßgebend, sondern das Verlangen der Reichsindustriellen, die durch die Stilllegung der Betriebsstilllegungen einen Druck auf die Arbeiter und die öffentliche Meinung ausüben wollen. Es soll der Hinweis erlaubt werden, daß Lohnforderungen von der Industrie einfach nicht getragen werden können. Diese Forderungen werden auf die Arbeiter keinen Eindruck machen, ihr kollektives Bewusstsein ist jedoch, daß sie ihre Lohnforderungen im Rahmen des wirtschaftlich Möglichen halten. Bedenktlich bleibt, daß in diesem Bereich der Fall die Gewerkschaften in ganz ungewohnter Weise den Interessen der Unternehmer zu weitestgehendem entgegenkommen. Die Sperren sind zum Schaden der Arbeiter zu setzen und auf die Prüfung der wirtschaftlichen Lage des Betriebes, die der Gewerkschaft zusteht, ist ganz verzichtet worden. Man begnüge sich mit den Angeboten der Unternehmer, auf die man ohne weiteres Arbeitsunterstützungen gewöhnt. Bei gegebenem Zeit nach auf diese Angelegenheit zurückzukommen werden.

Die Arbeitgeber erstreben auch Solidarität in ihren Reihen; das heißt, alle Firmen im Bande sollen sich dem brutalen Vorgehen der Ruhrgebietsgewerkschaften anschließen. Eine bayerische Firma verarbeitet Reichtmetall, das ihr aus dem Ruhrgebiet geliefert wurde. Nun werden die Lieferungen durch die Aussperrung eingestellt, die Firma muß das Material haben, da die Ruhrgebietsgewerkschaft nicht liefern, wird eine bereits gegebene Bestellung annulliert und eine andere Firma übernimmt den Auftrag, so daß die bayerische Firma ihre Reichtmetallgeschäfte erledigen kann. Daraufhin setzt nun die Aktion der Arbeitgeberverbände ein, die Firma und der bayerische Arbeitgeberverband werden von der bündnerischen Arbeitgebervereinigung bearbeitet, damit der Auftrag der aussperrenden Firma nicht entzogen wird. Zur Beilegung einige Abschnitte aus diesem Briefwechsel:

Von unserem Mitgliedsamt, der Firma D. D. R. in D., ist uns der mit Ihnen geführte Schriftwechsel betr. Ihre Bestellung zur Kenntnis gebracht worden. Durch Schreiben vom 16. November 1923 annullieren Sie Ihre Bestellung. Zudem wir uns darauf hingewiesen erlauben, daß der größere Reichtmetallbedarf, der zum Teil von der bündnerischen Industrie zusammen mit den übrigen industriellen Betrieben des Arbeitgeberverbandes der Nordwestlichen Gruppe gekauft wird, je nicht nur im Interesse der bündnerischen Werke, sondern im Interesse der gesamten deutschen Arbeiterschaft ausgeprochen wird, bitten wir Sie, doch dieser Tatsache weitestgehend Rechnung zu tragen und Ihre Bestellung zurückzunehmen. Wir verbinden mit dieser Bitte gleichzeitig den Wunsch, im Interesse der Arbeitgeberloyalität unseren Mitgliedsamt durch die Teilnahme an der Aussperrung keine Nachteile zu erleiden und für die Zeit nach der Aussperrung einzuhalten zu lassen.

Wir wissen nun, daß der Kampf gegen die Autorität des Staates, gegen das Schlichtungswesen und gegen die Lebenshaltung der Arbeiter, für die gesamte deutsche Unternehmerrschaft an der Ruhr angeknüpft wird. Die deutsche Arbeiterschaft wird dieses zu würdigen wissen.

Tarifkampf in Hannover

Der Verband der hannoverschen Metallindustrie hat den am 15. März 1924 beschlossenen Streikplan des Gesamtverbandes vom 15. März 1923 zum 31. Dezember 1923 gänzlich zu dem Streikplan vom 1. a. a. angefügt.

Da die durchgängliche Rentabilität der eisenerzeugenden Industrie nach den Ergebnissen der amtlichen Statistik über die Wirtschaftslagen gegenüber einer Fortschrittskurve von über 90% im Jahre 1923/24 unter Null gefallen war und die Konjunktur gar nicht im Rückgang begriffen ist, wäre eine Herabsetzung der Löhne gerechtfertigt. Wir haben uns diesem entziehen, zunächst vor der Forderung auf Herabsetzung der Löhne abgesehen und sind demzufolge bereit, bis zum 31. Dezember 1923 gültige Lohnabkommen unverändert zu verlängern. Im Interesse der Festigung unserer wirtschaftlichen Beziehungen müssen wir jedoch einschlagender Weise auf eine langfristige Bindung des neuen Lohnabkommens legen.

Wir haben die es sich notwendige Forderung auf Herabsetzung der Löhne zurückzuführen lassen in der Annahme, daß auch Sie in dieser Erkenntnis der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage keine Lohnforderungen stellen. Sollten wir uns in dieser Annahme geirrt haben, behalten wir uns für die bevorstehenden Tarifverhandlungen ausdrücklich als berechtigt vor.

Die Begründung für die Kündigung des Tarifvertrags ist fast gleichbedeutend mit der für den mittelfristigen Bezirk und es ist daher anzunehmen, daß die es sich auch andere Kündigungen auf Verträge des Gesamtverbandes der Metallindustrie zum Jahresanfang sind. Der Gesamtverband der Metallindustrie holt zu einem großen Schluß aus und will bei Zusammenarbeit der Metallarbeiter, den Druck der Metallarbeiter-Verband, zurücklegen. Die Metallarbeiter werden dafür sorgen, daß die Kündigungen der Metallindustrie verhindert wird.

Erzeugung und Bedarf

Das Landesarbeitsamt Westfalen weist in einem Wochenbericht recht deutlich auf die Zustände in der Fahrradindustrie hin. Nach verschiedenen Aufhebungen hat die gesamte deutsche Fahrradindustrie um 30% zu große Produktionsfähigkeit. Die Zahl der Fahrradbetriebe beträgt zum Beispiel in Bielefeld der Bezirk noch heute das Sechsfache des Standes von 1913. Zudem wurde durch die Umstellung auf Plektandfabrikation eine fünffache Steigerung der Leistungsfähigkeit erreicht. Die Fahrradindustrie leidet also an einer durch die Rationalisierung zu stark entwickelten Produktion. Die Rückwirkungen auf den Arbeitsmarkt werden noch dadurch besonders fühlbar, daß nicht nur ein zahlenmäßiger Rückgang der Belegschaft, sondern auch eine Umstellung von Facharbeitern auf ungelernete, insbesondere jugendliche Arbeiter eintrat. Trotz einer zu erwartenden leichten Besserung auf dem Arbeitsmarkt der Fahrradindustrie ist aus den angeführten Gründen kaum anzunehmen, daß die Arbeitslöhne jemals wieder auf den normalen Stand der früheren Jahre zurückgehen wird. Die daraus für die Arbeitsmarktpolitik entstehenden Aufgaben sind deshalb besonders schwierig, weil für die älteren Facharbeiter wegen ihrer spezialisierten Ausbildung die Verarmungsmöglichkeit sehr gering ist.

Ein Beweis der planlosen kapitalistischen Produktion, die nicht nach dem Bedarf fragt und auch nicht befreit ist, den Warenbedarf durch Preissteigerungen zu ermäßigen. Alle Rationalisierungsberichte sind als Projekt im Schnapprad der Herren vom Schlot verschwunden und der Leidtragende ist der Prolet, der als Arbeitsloser über diese gottgesandte kapitalistische Gesellschaftsordnung nachdenken kann. Es werden in Deutschland noch sehr viele Fahrräder benötigt. Mancher Arbeiter oder dessen Familienangehörige müßten sich gern ein Fahrrad kaufen, wenn ihre Lebenslage dies gestattete. Bei einer höheren Kaufkraft der breiten Masse würde die Fahrradindustrie keine Abstriche zu verzeichnen haben. Bei dieser Gelegenheit möchten wir auf das im Bezirk der Gewerkschaften befindliche Vindcar Fahrradwerk aufmerksam machen, von dem wir berichten können, daß es noch über einen leidlichen Absatz verfügt. Es ist Aufgabe aller Gewerkschaftsmitglieder, gerade ihren Betrieb auch während einer schlechten Saison zu unterstützen.

Betriebskrankenkassen als Arbeiterschädlinge

Die Zeitschrift „Deutsche Krankenkassen“ zeigt folgenden traurigen Fall von Arbeiterkündigung. Eine Tuchabrik in Guben richtete an die Ortskrankenkasse am 31. Oktober 1923 folgendes Schreiben: „Wir teilen Ihnen hierdurch mit, daß wir nachstehende Arbeiter heute entlassen haben. (Es folgen zwölf Namen, und zwar Personen im Alter von 20 bis 63 Jahren.) Die Entlassung erfolgte, weil wir unsere im 2. ten treterende Betriebskrankenkasse nicht mit unterhaltungsberechtigten Arbeitern beschaffen wollen (§ 307 RVO).“ Die „Krankenkasse“ fügt diesem Schreiben folgendes hinzu: „Nach dieser Fall läßt wieder erkennen, daß Arbeitgeber, um ihren Willen auf Errichtung von Krankenkassen durchzuführen, einfach kranke Beschäftigte entlassen und es der Ortskrankenkasse überlassen, für diese Personen zu sorgen.“

Das oben mitgeteilte Schreiben zeigt nicht nur, zu welchen Zuständen die Verpflüchtung der Krankenkassen führt, sondern es offenbart sich auch in demselben eine beispiellose Brutalität. Die Arbeiter müßen hieraus erkennen, daß die Errichtung von Betriebskrankenkassen oder Fremdenkrankenkassen letzten Endes zu ihrem Schaden ausschlägt und nur leistungsfähige Ortskrankenkassen das Beste bedeuten.

Das Alter der Arbeitslosen. Im Bezirke des Landesarbeitsamtes Rheinland waren am 15. Oktober 1923 92 038 männliche Arbeitslose und 20 821 weibliche unterstützungsberechtigt. Von den männlichen Arbeitslosen waren im Alter bis zu 18 Jahren 2539, über 18 bis 21 Jahre 10 321, von 21 bis 45 Jahre 51 608, von 46 bis 60 Jahre 20 488 und über 60 Jahre 7019. Der Altersaufbau bei den weiblichen Angehörigen ist ähnlich. Daraus geht hervor, daß unter den Arbeitslosen sich ein großer Teil jugendlicher Arbeitskräfte befindet. Daß eine lange Arbeitslosigkeit auf Jugendliche nicht günstig wirkt, braucht nicht angedeutet zu werden.



Technik und Werkstatt



Moderne Bühnentechnik

Von Friedrich Guth, Architekt

(Nachdruck verboten.)

Die Einrichtungen der heutigen Bühne sind im wesentlichen auf den folgenschweren Wiener Ringtheaterbrand vom 8. Dezember 1881 zurückzuführen, dem 380 Menschenleben zum Opfer fielen. Der Brand zeitigte eine große Reihe sicherheitspolizeilicher Gesetze, die auch eine vollständige Umgestaltung des gesamten Bühnenapparates zur Folge hatten. Vollständig neue Maschinen nach den Entwürfen des Ingenieurs Robert Gwinnner kamen zum erstenmal beim Bau des Opernhauses in Budapest zur Ausführung — später wurde dasselbe System bei vielen großstädtischen Theatern eingeführt, sowohl beim Umbau von Schauspiel- und Opernhäusern, als auch bei zahlreichen Neubauten. Diese Maschinen bestehen im wesentlichen aus hydraulischen Bewegungsapparaten, die damals etwas völlig Neues schufen, heute aber zum Teil durch elektrische Apparate ersetzt sind. Früher bediente man sich zur Herstellung von Bühnenerhöhungen ausschließlich kleiner Aufbauten und die „Verenkungen“ waren auf- und niedergehende Bodenausschnitte von geringer Ausdehnung. Nach Gwinnners System wurde aber das Bühnenpodium fast ganz in sogenannte Gassen zerlegt, deren jede nach Erfordern geformt oder gehoben werden kann. Die Bodenplatten ruhen auf den Stempeln der hydraulischen Presse, die die Bewegung leicht und geräuschlos bewirken. Jede der Gassen ist außerdem noch mit drei nebeneinander liegenden Verankerungen versehen, die bis zu 5 Meter gehoben oder bis zu 6,5 Meter gehoben werden können. Sie können auch schräg aufgestellt werden, so daß man auf diese Weise nicht allein Berge, Brücken, Terrassen wirkungsvoll herzustellen vermag, sondern durch abwechselndes Öffnen und Schließen der Wasserhähne an den hydraulischen Pressen auch eine Schaukelbewegung hervorbringen kann, wie dies zum Beispiel zur Darstellung eines Schiffes auf hoher See erforderlich ist.

Für die in freier Natur spielenden Szenen verwendet man häufig eine Leinwand, die die Bühne kufenförmig umspannt; sie reicht nur so weit herab, daß sie den freien Verkehr der auf- und abtretenden Personen nicht hemmt. Diese Öffnung ist für das Publikum nicht sichtbar — sie wird durch Verjagstüde (zum Beispiel Strauchwerk, Grotten, eine Steinbank, ein Denkmal usw.) verdeckt, die in angemessener Entfernung von der Leinwand angeordnet werden. Solch ein kufenförmig ausgepannter Hintergrund oder „Horizont“ ist als Rolle „ohne Ende“ hergestellt und mit verschiedenen Wolkenformen — also zum Beispiel heiteren, lichten Wölkchen, dunkleren grauen und schwarzen, gefährdrohenden Gewitterwolken — bemalt. Beim Verschieben der Leinwand bei offener Szene kann also ein Witterungs- oder Stimmungswechsel erzeugt werden.

Schon in den 1870er Jahren waren die Meininger bemüht, den gemalten Kulissenplumber zu beseitigen und wirklich plastische Dekorationen zu schaffen, also zum Beispiel Bäume, Säulen, Ballustraden, Kolonnaden usw., je nachdem es die Vorschriften des Dichters oder Regisseurs verlangen. Der Aufbau dieser Gegenstände nimmt aber geraume Zeit in Anspruch und die langen Pausen wirkten sehr störend. Da verfiel Lautenschläger, angeregt durch die Vorführung lebender Bilder in England, auf den Gedanken, eine Drehbühne zu konstruieren. Eine derartige Bühne besteht aus einer großen, runden Drehscheibe, die man sich durch Rädern in mehrere Abschnitte teilen muß, jeder dieser Abschnitte stellt einen Raum dar, so daß man gleichzeitig mehrere Szenarien aufbauen kann; während sich die eine Szene vor der Schauöffnung der Bühne befindet, also dem Publikum sichtbar gemacht ist, vermögen die Bühnenarbeiter die folgenden Einrichtungen zu vollenden. Man vermag also eine große Reihe von Szenen oder Bildern ohne Unterbrechung abzuspielen. Zu berücksichtigen ist allerdings, daß die Drehbühne eine große Tiefenentwicklung des Raumes nicht gestattet; die Kunst überwindet aber auch diesen Mangel. Prof. Max Reinhardt in Berlin ist es zum Beispiel bei seinen Faust-Aufführungen gelungen, selbst das Straßenbild trotz des engen Raumes naturgemäß darzustellen, wobei zu berücksichtigen ist, daß die engen Gassen und Winkel altheidischer Städte einen Weitblick überhaupt nicht gestatteten. Da die Drehbühne nicht anwendbar ist, wenn es sich um eine große Massenentfaltung, ein großes Ballett oder dergleichen handelt, ist selbstverständlich.

Einen weiteren bedeutenden Fortschritt stellt die Einführung des Kuppelhorizonts dar, das ist gleichsam ein Ersatz des natürlichen Himmelsgewölbes durch ein künstliches. Es ist eine Kuppelkugelfläche, deren unterer horizontaler Rand vom Bühnenfußboden etwa 2 Meter entfernt ist, so daß ein ungehörter Personenverkehr stattfinden kann. Die Öffnung wird auch hier durch plastische Dekorationen verdeckt. Früher wurde diese Kugel wie das zusammenlegbare Verdeck eines Kinderwagens konstruiert, das heißt er konnte ganz nach Art dieses Vorbildes zusammengeklappt und dann auf Schienen an die Hinterwand der Bühne gerückt oder nach oben in den Dachraum gezogen werden. Jetzt stellt man die Kuppelkugel als leichte Gitterkonstruktion mit Rahmträgern her und läßt sie an der Innenseite mit Seilen. Beim Dekorationswechsel ist natürlich die Entfernung eines derartigen steifen Kugelgewölbes mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Es sind mancherlei mechanische Einrichtungen erfunden worden, um die Kuppel in den Dachraum zu heben oder um die im Bühnen Keller vorbereiteten Dekorationen schnell mit Hilfe der Verankerungen auf die vom festen Kuppelhorizont umschlossene Bühne zu bringen. Ist die Untermechanik sehr vollkommen, so stört der unbewegliche Kuppelhorizont nicht.

Die Einführung dieser Kuppelkugel hängt auf das engste mit dem elektrischen Beleuchtungssystem zusammen. Keine Bühne darf heute noch in Deutschland mit Gaslicht beleuchtet werden, und ebenso ist es auch in anderen Kulturstaaten. Der Kuppelhorizont beruht auf dem von Fortuny erfundenen Bühnenbeleuchtungssystem, von dem weiter unten die Rede sein wird. Doch kommt dieses System überhaupt nur für größere Bühnen mit ganz moderner Mechanik in Betracht. Im allgemeinen verwendet man elektrische Glühlampen, die als Lampen-, Kulissen-, Verjag- und Effektbeleuchtung dienen. Es gibt verschiedene Beleuchtungssysteme, am gebräuchlichsten ist aber das Vierlampensystem, nach dem jeder Beleuchtungskörper

Glühlampen in weißer, roter, blauer und gelber Farbe besitzt. Die Lampen dieser vier Farbklassen werden in einem Beleuchtungskörper nebeneinander angeordnet; häufig wiederholt sich diese aus vier Lampen bestehende Reihe drei-, vier- oder auch zehnmal nebeneinander, je nach dem Maße, der den Beleuchtungskörper zugewiesen ist. Beim Dreilampensystem fallen die blauen und gelben Lampen fort, an ihrer Stelle finden grüne Lampen Verwendung. Mit diesen Mitteln vermag man alle erdenklichen Tages- und Witterungsstimmungen herbeizurufen. Mittels des sogenannten Bühnenlichtregulators vermag ein einziger Mann von einer Zentralfeste aus den Wechsel der Färbung und der Intensität des Lichtes zu bewirken, indem er einzelne Lampengruppen ein- und ausschaltet oder reguliert. Er ist ein Künstler in seinem Fache und vermag alle möglichen Stimmungsübergänge zu erzielen. Denn es handelt sich natürlich nicht nur darum, die Vorgänge des Tages in helles Licht, die der Nacht in tiefes Dunkel zu tauchen, sondern auch die feinen Abstufungen zu schaffen, die jeder Tages- und Jahreszeit sowie den Witterungserscheinungen entsprechen.

Durch Anwendung einer kleinen Anzahl von Bogenlampen vermag man beliebig starke Lichtströme zu erzeugen. Begünstigt wurde dieses Verfahren durch die oben erwähnte Erfindung des Malers Fortuny, der eifrig für den Kuppelhorizont in Verbindung mit seinem indirekten Beleuchtungssystem eintrat, das auf der Idee der Anwendung zerstreuten Lichtes beruht und eine reiche Wahl farbiger Lichteffekte gestattet. Das Licht wird nach diesem System von der Bogenlampe auf farbige Seidenschirme gerichtet und von diesen auf den Kuppelhorizont geworfen, so daß man auf diese Weise auf der Kugelfläche jede beliebige Farbstimmung erzeugen kann. Das heitere Blau des Himmels wirkt hierbei so klar und intensiv, daß man in das natürliche Himmelsgewölbe zu blicken glaubt. Im übrigen vermag man auch weiche oder rötlich gefärbte Wölkchen, finstere Gewitterwolken u. dergl. mehr mit Hilfe von Projektionsapparaten auf diesem Kuppelgewölbe herbeizurufen.

Als die Gasfüllungslampe ihren Siegeszug antrat, hat sie auch auf der Bühne, wie fast überall, die Bogenlampe verdrängt. Es werden jetzt zur Erzielung der verschiedenen Farbstimmungen nach System Schwabe vielfach starke, röhrenförmige Gasfüllungslampen angewendet, die in zylindrischen, innen verspiegelten Laternen sitzen, welche hoch mit einer matten Farbglasscheibe abgeschlossen sind. Auch bei diesem System ist ein wahlweises Ein- und Ausschalten der verschiedenen Farbgasgruppen und die Schaltung sämtlicher Bühnenlampen mittels eines Bühnenlichtregulators möglich. Auch Mond- und Sternenhimmel, Blitz und Donner, Geistererscheinungen und viele andere frappierende Effekte, die das Werk des Bühnenbildners vorschreibt, werden durch die elektrische Beleuchtung in Verbindung mit den Projektionsapparaten erzeugt.

Verkürzung der Arbeitszeit bei Schnittwerkzeugen

Bei allen Herstellungsverfahren ist die Arbeitszeit außerordentlich wichtig und überall bemüht man sich, sie auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Ein Fortschritt in dieser Beziehung war der Übergang von Werkzeugstahl zum Schnellschnittstahl, der die Arbeitszeiten im Durchschnitt auf etwa die Hälfte herabsetzte. Selbstverständlich blieb man auch dabei nicht stehen, sondern suchte weiter nach

besonders geeigneten Metallen od. Legierungen, deren Härte u. Widerstandsfähigkeit gegen Warmwerden noch höhere Schnittgeschwindigkeiten zuließ. Dahin gehört zum Beispiel das Werkzeugmetall Widia, das die Schnellschnittstähle für die Bearbeitung von Gußeisen um 200 bis 400 vH übertrifft. Bei Stahl läßt es um 75 bis 200 vH größere Schnittgeschwindigkeiten zu. Außerdem leistet es für die Bearbeitung von Porzellan, Marmor und Glas um 300 bis 500 vH größere Geschwindigkeiten. Dazu kommt, daß auch die Schneidhaltigkeit des Widiametalls bei der Bearbeitung einer größeren Zahl von Materialsorten derjenigen der Schnellschnittstähle überlegen ist; besonders bei Stücken mit sandiger oder mit Schlacke befallener Außenhaut, bei Grauguß um ein Mehrfaches und bei den Sondermaterialien wie Schiefer, Hartgummi, Papier usw. bis zum Fünffachen.

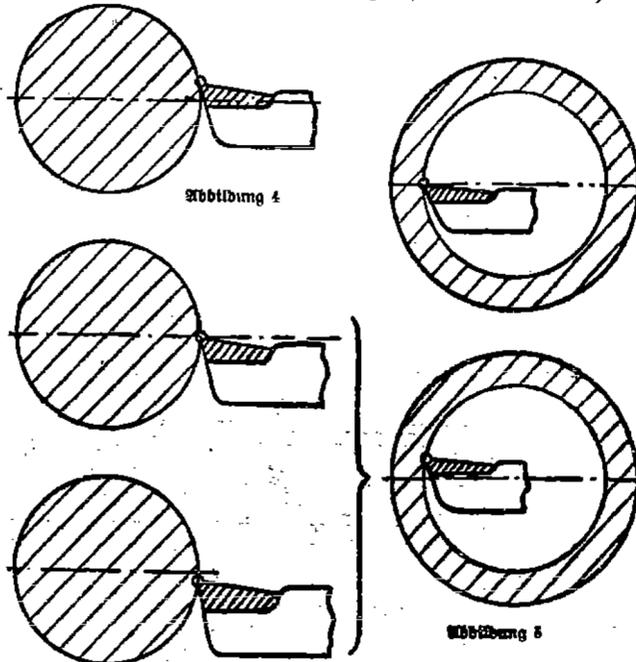
Das Werkzeugmetall Widia ist ein deutsches Erzeugnis (Friedr. Krupp AG in Essen) und wird nur in Form von Schneiden geliefert, die auf weniger wertvolles Schaftmaterial mit Messinglot oder bei sehr schweren Schneiden mit Kupfer aufgelötet werden. Das Schleifen ist nur mit Sonderlaboratorium-Schleifschleiben möglich; das Härten und Anlassen erübrigt sich. Das hierfestige Metall läßt eine Umgestaltung in der Hitze nicht zu; auch das Nach- und Umbearbeiten ist nur in engen Grenzen durch Schleifen ausführbar. Die eigentliche Formgebung ist lediglich während des Herstellungsverfahrens möglich. Die gewünschten Schneiden werden nach Zeichnungen, Mustern oder Werkzeugen in der Fabrik selber hergestellt.

Auch abgefeigte Schneide lassen sich mit Widiaschneiben ausführen, wenn man für einen genügend kurzen und fest eingespannten Meißel sorgt. Nur stehen bleiben im Schnitt diese Schneiden nicht, weil dann Beschädigungen eintreten. Um eine Beschädigung der Meißelschneide durch den Span bei sehr schweren Schneiden zu verhindern, arbeitet man vorteilhaft mit einer negativen Ueberhöhung der Meißelspitze von etwa 3 bis 5 Grad (Abbildung 1), wodurch der abrollende Span der Schneide entgegengesetzt geführt wird.

Die Meißelwinkel für das Drehen, Bohren und Fräsen der verschiedenen Materialsorten ergeben sich aus Abbildung 2 und der folgenden Tafel:

Material	Rückwinkel	Zuschärfungswinkel
Stahlguß	4 Grad	92-98 Grad
Stahl	6-8	70
Stahl 45-65 F.	6-8	60
Stahl 65-140 F.	4-6	65-70
Grauguß	6	70-75
Bronze, Messing u. ähnliche Mat.	8	70-75
Silizium Eisenguß	8-5	80-84
Nichtrostende Stähle	6-8	70-75
Stahlguß	6-8	60-75

Abb. 3 zeigt die Meißelwinkel beim Hobeln. Dabei soll der Rückwinkel höchstens 4 Grad betragen und der Zuschärfungswinkel um etwa 5 bis 10 Grad größer sein als beim Drehen.



Beim Drehen darf die Schneide nicht über die Mitte des Werkstückes angreifen (Abb. 4 oben); sie muß in der Mitte selbst (Abb. 4 Mitte) oder ein wenig darunter (Abb. 4 unten) sitzen. Umgekehrt ist es dann natürlich beim Auslösen. Das Schneiden unter der Mitte scheidet ja sowieso aus; aber auch die Mitte selber (Abb. 5 oben) ist zu niedrig. Man muß den Stahl beim Ausbohren über der Mitte des Werkstückes ansetzen (Abb. 5 unten). Beim Hobeln ist darauf zu achten, daß der Meißel beim Rückgang des Stoßes angehoben wird.

Eine scharfe Schneide ist die Vorbedingung für erfolgreiche Arbeit, Schleifbruch, Schleifzeit und Schleifkosten entsprechen dann bei Schnellschnitten, nur sind, wie schon erwähnt, besondere Karborundschleifschleiben zu benutzen. Die Schleifgeschwindigkeit beträgt etwa 20 bis 25 Meter in der Sekunde. Selbstverständlich müssen die Schleifschleiben schlagfrei laufen.

Die Schneiden werden mit Messinglot bei 700 bis 800 Grad und bei Schneiden für sehr schwere Schnitte mit Kupfer bei 1150 Grad aufgelötet. Das Lötlot muß aus reduzierender Flamme bestehen, das heißt bei Gasfeuer muß mit Gasüberschuß geheizt werden; am besten im Muffelofen.

Die Erhöhung der Leistungsfähigkeit oder genauer die Verkürzung der Arbeitszeit bei Verwendung des Widiamaterials beruht nicht darauf, daß man mit stärkerem Span und größerem Vorschub arbeiten dürfte, sondern allein auf einer wesentlichen, oft das Vielfache betragenden Erhöhung der Schnittgeschwindigkeit bei gleichem Sprengquerschnitt. — II. —

Neuartige Prüfung von Kugellagern

Im Versuchsaum einer der größten amerikanischen Kugellagerfabriken wird zurzeit ein Mechanismus zum Messen der Schallwellen erprobt, die ein arbeitendes Kugellager erzeugt. Vor zwei Jahren war diese Erfindung im Kopfe von Gelehrten entstanden, die in den physikalischen Laboratorien für technische Forschung an der Universität Michigan arbeiten. Jetzt werden stündlich Duzende von Kugellagern mit Hilfe dieses Instruments geprüft, und zwar mit größter Genauigkeit. Man braucht keinen Maschinenbauer, keinen Kraftwagenbesitzer auf die Bedeutung der Kugellager und die Wichtigkeit ihrer scharfen Prüfung vor Gebrauch hinzuweisen. Eines der wirksamsten Verfahren zur Prüfung von Kugellagern besteht darin, auf das Geräusch zu hören und den Schall zu messen, während das Lager in Betrieb ist. Zu großes Geräusch deutet auf ein fehlerhaftes Lager und mangelhaftes Arbeiten hin. Diese Art Prüfung wurde bisher von erfahrenen Mechanikern durchgeführt; natürlich gab es zu vielen Irrtümern Veranlassung; die unermesslich sind, wenn das Resultat von den mehr oder minder vollkommenen Organen der Menschen und ihrer Sorgfalt abhängt.

Das neue Instrument bearbeitet Schallwellen in ähnlicher Weise wie der Radiomempänger. Es fängt Schallwellen auf und verwandelt sie in einen elektrischen Strom, dessen Stärke gemessen und durch eine Skala angezeigt wird. Es arbeitet tadellos nicht nur im schallreicheren Raume des Laboratoriums, sondern auch in der Fabrik, und zwar bereits seit zwei Jahren. Es wird hierbei viel Zeit und Arbeit gespart. Nach den Forschungen der Fachgelehrten bezeichnet die Verbesserung dieses „elektrischen Ohres“ eher den Beginn als das Ende der Möglichkeiten für technisch-wissenschaftliche Instrumente zur Messung des Schalls. Gegenwärtig sind Versuche im Gange, die Geräusche von Hinterrädern zu messen.



Familie und Heim



Die Lehre der Aussperrung

Nun war es doch so weit gekommen. Über zweihunderttausend Hüttenarbeiter sahen sich plötzlich aufs Straßenpflaster geworfen und standen nun da, hatten keine Arbeit, keinen Verdienst — nichts. Besonders die Unorganisierten schauten sich ganz verblüfft an und konnten zuerst gar nicht begreifen, was denn eigentlich vorgehe. Da sie keine Gewerkschafts- oder sozialdemokratische Zeitung zu Gesicht bekommen und in ihrem bürokratischen Blatt immer nur schmälzige Betrachtungen finden über Verantwortungslosigkeit und -bewußtsein deutlicher Wirtschaftsführung, traf sie diese Aussperrung völlig unerwartet. Zwar die ersten Tage gingen es noch. Als aber dann der Restlohn von den letzten Arbeitstagen auch aufgehört war und die herrschlichsten Unternehmern immer noch die Betriebe geschlossen hielten, merkten sie erst die Trübsaligkeit ihrer Lage. Allmählich drängten sie — fast hätte man schadenfroh werden können — an die Fürsorgestellen der Gemeinden heran, bittend, fast bettelnd. Und wie sie jetzt plötzlich schimpfen konnten, besonders die Frauen, auf die Kapitalisten, die Diebstahl, die Volksverleumdung, und — täusche ich mich? — sie meinten jetzt gar bei, drüber die Müllern, die wir gegenüber wohnt und immer so aufreizend lachen konnte, wenn man ihr etwas von Gewerkschaft oder Arbeiterpresse erzählen wollte.

Man solle ihr vom Seibe bleiben mit Verband und Arbeiterzeitung. Bis jetzt hätte noch kein Kapitalist ihren Mann geduldet und verdienend würde er genau wie die anderen. Beiträge zahlen? Ja wozu denn? Damit die Sekretäre ihre Posten behalten, ha? Gott wie müsse man sie für bunum halten! Aber man solle sich nichts einbilden, so gerissen wie „die“ sei sie schon lange. Und wie sie das sagte, dieses „die“ und dabei lachte, es war wirklich aufreizend. Und nun — ei, ei, die Frau Müller? — wie ist das anders geworden! Aber sie tat mir doch leid, obwohl sie kein Mitleid verleiht, jetzt in ihrer Not, weil sie ja selbst schuldig ist daran, daß sie nun so ganz ohne Unterstützung dastand, nur abhängig von der Willkür der Gemeinde.

Sie tat mir aber deshalb leid, weil ich hinter ihr all die anderen Hüttenarbeiter sehen und meinen sah, die alle vorher den Weg zur Gewerkschaft nicht finden konnten und nun, an der Schwelle des Winters — ausgesperrt! Nur Not und Sorge als Gefährten besaßen. Und alle die Frauen und Kinder der Unorganisierten weinten sich durch diese Tage der Aussperrung hindurch und wuschelten mit den Tränen auch den Schleier weg, der sie vorher immer daran hinderte, ihre eigentliche proletarische Klassenlage zu erkennen. Bitter, aber verdient war dieses jähe Erwachen. Allmählich dämmerte ihnen, den Unorganisierten und noch mehr ihren Frauen (die ja in den meisten Fällen die Hauptlast tragen), daß die Männer sich um das Opfer des Verbandsbeitrages (es drücken), was der eigentliche Sinn sein könnte, der sich hinter dem herrlichen Wort verbirgt: Klassen-solidarität! Und ganz allmählich dämmerte ihnen auch, was denn da hinter diese hinter dem Wort: Klassenkampf! Und — man soll es ja eigentlich nicht sagen, aber schaden kann es ja auch nichts — irgend jemand beobachtete das auch alles und sagte sich dießhalb über die Frau Müller und alle die übrigen „Müllers“, das heißt über die jetzt jammernden Unorganisierten. Wer dieser schadenfrohe Mensch war? Die Nachbarn der Frau Müller, die Frau Kluge war es, deren Mann jetzt als Mitglied im Metallarbeiter-Verband ist. Wie hat sie sich nicht oft den Mund fast wund geredet, die Frau Kluge, wenn sie ihrem Mann die Metallarbeiter-Zeitung ansitzen half und dabei auch bei den Frauen der noch unorganisierten Kollegen ihres Mannes für den Verband zu werben versuchte. Und gerade die Frau Kluge war es, die der Müllern immer als Zielscheibe für ihre pathetischen Reden über Verband und Arbeiterpresse dienen mußte.

Sie hätte sich da manchmal tatsächlich fast geschämt, sagte mir Frau Kluge, und ich sollte mir nicht allzuviel Mitleid haben mit „denen“, die würden ja doch nur durch Schaden klug. Und dann ging sie leichten Schrittes und zuberstündlich zum Büro des Metallarbeiter-Verbandes, um die Verbandsunterstützung für die letzte Woche in Empfang zu nehmen. Fünfunddreißig Mark erhielt sie bei der Auszahlung für ihren Mann und ihren Sohn, die beide Verbandsmitglieder waren und das Geld nicht selbst abholen konnten, weil sie gerade auf der Tour waren, um Mitglieder zu werben.

Als Frau Kluge zurückkam, stand Frau Müller immer noch vor ihrer Tür und schimpfte mit Tränen in den Augen, und ihr Jungstes zog an ihrer Schürze und verlangte ein Ständchen Brot. Gerade wie Frau Kluge vorüberging, zahlte diese nochmals, wie zufällig, ihre 35 Mk., so daß Frau Müller nicht umhin konnte, als zufällig zu fragen, woher sie um Gotteswillen so viel Geld hätte. Wie hätte ich gedacht, daß Frau Kluge so heimlichlich zu tun konnte, wie ich das nun beobachtete, als sie fast heimlich und wie selbstverständlich der Frau Müller sagte: „Komme, der Verband, das ist doch die Unterstützung. Aber ich glaube, da seid ihr gar nicht drin, ha?“

Sagt man, die Frau Müller, die sogar ihr Jungstes verpagt und vor der Tür stehen ließ und das immer noch leise weinte. Ganz entsetzt sah die Frau Kluge die Kleine an der Hand und nahm sie in ihre eigene Wohnung mit, aus der das Kind bald wieder herauskam mit einem Laib Brot in den Armen, gerade, als Frau Müller wieder nach jenem Verbleib fortgehen wollte. Sie wollte sie in der letzten Nacht, das Kind wieder zurückgeben, als drüber es dem Fenster der Frau Kluge die schönen Liebesworte erklang: Der Tag der allerhöchsten ist Selbsterlöschung. Am nächsten Tage erzählte mir dann Frau Kluge, daß Müllers Vater zu sein könne, denn „er“ hätte schon ihrem Mann gesagt, er wolle ihn ein Verbandsmitglied befragen.

Aber was man würde wohl die vielen Müllers nicht von selbst klug werden und werden immer, bis der Schaden da ist? Warum alle Arbeiter einzeln, dann konnten die Unternehmern gar nicht wegen, sie aufzusperren. Sufferlich werden die Unorganisierten nicht werden, bis es auf einmal ganz zu spät ist.

„Guter Rat“ und ein „guter Kollege“
Der Arbeiter J. R. hat früher fast nie Schnaps getrunken. Jetzt Jahre lang ist in der Ehe alles gut gewesen. Er hat ein hübsches Haus, eine hübsche Familie, so wie er das immer begehrt hat. Da ist ihm das Schicksal gekommen. Der Rat war gut. Seine Frau ist ein ausgesprochenes Schnapsliebhaber, der, ohne daß es ihm merkt wird, ihn zu dem Schnaps zu ziehen. Der Rat war gut. Seine Frau ist ein ausgesprochenes Schnapsliebhaber, der, ohne daß es ihm merkt wird, ihn zu dem Schnaps zu ziehen.

Unsere Kinder zu Weihnachten

Keines der Feste spielt eine so bedeutende Rolle im Leben des Kindes wie Weihnachten. Es leuchtet seine Strahlen weit ins öffentliche und häusliche Leben hinein. Die Wirtschaft beginnt sich schon lange vorher sehr deutlich einzustellen, sie erzeugt und stellt Geschenkeartikel aus. Das Kind bleibt vor den Läden stehen und schaut sehnsüchtig nach den ausgedehnten Herklichkeiten. Es hört von den Weihnachtsfeiern in Schulen und Vereinen. Es liest die Anzeigen im Blatt. Es sieht die grünen Tannen vom Markte in die Häuser wandern. Es hört seinen Spielgenossen zu, wenn sie immer wieder von dem nahenden Feste reden. Es merkt im väterlichen Hause, wie allerlei Vorrichtungen getroffen werden. Weihnachten ist daher der Klang, der immer wieder an sein Ohr schlägt, der sein Gemüt erfüllt, Wünsche weckt, Hoffnungen gebiert; es ist ein freundliches, ahnungsreiches Etwas, ein glänzender Stern, der in dem jungem Herzen doch einen schimmernden, herbeigebenden Schein erweckt.

Wenn Weihnachten der Kinder Herz ganz besonders ergreift, so doch deshalb, weil sie draußen auf Schritt und Tritt daran erinnert werden. Weil sie aber auch daheim, mögen die Eltern zum Sinn des Festes stehen, wie sie wollen, in so mancherlei Gebräuche, Sitten, Anschauungen hineinwachsen und dadurch im Gemüt doch gepakt werden.

Vor allem ist aber Weihnachten zu einem Fest des Schenkens geworden. Den Kindern ist der tiefe Sinn des wunderlichen Wortes „Geben ist seliger als Nehmen“ noch nicht recht aufgegangen. Sie denken lieber ans Empfangen, und es gehen in diesen Wochen so allerlei Wünsche, Einbildungen, Hoffnungen durch ihre Brust, die gewiß oft töricht und unerfüllbar sind, aber doch jene glückliche Stimmung erzeugen, aus der die Weihnachtswünsche hervorkommen. Auch die Eltern empfinden diese Vorfreude des Gebens und Beglückens. Und soviel sie dazu imstande sind, bereiten sie ihren Kindern gern einen Gabentag. Es ist jeder Mutter sicher eine weiche Stunde, wenn sie die Geschenke aufbaut, um die sie so manchenmal ihre Sorgen und Gedanken heftet und die sie nun mit ihrem mütterlichen Wünschen begleitet. Die Kinder ahnen gar nicht, wieviel Enttäuschungen, Nachdenken, Wünschen an diesen Tagen haften, sondern geben sich nur der augenblicklichen Freude des Empfangens hin. Es ist ja ein Teil des Elternglücks, trotz ja jezt, wenn nur die Kinder frohlich sind. Nicht selten treffen Gebetsworte aus der „Mutter am Christabend“ zu: Wir dankt dir nicht dafür, wozu gabst, wer sagt es dir? Doch macht es dir nur frohen Mut und schmeckt es dir, so ist es gut!

Dem Schenken wohnt ein reicher Erziehungswert inne. Wir wollen dabei das Herz reden lassen, aber auch den Kopf. Was wir dem Kinde geben, sei in seiner Art gut. Wir wollen von vornherein von teuren Gaben absehen; aber die Gebende sollten doch an sich gebiegen, haltbar, zweckdienlich sein. Weg mit dem wertlosen Kitich. Er bereitet keine Freude, zerbricht bald und ist damit nur teuer bezahlt. Das bezieht sich vor allem auch auf das Spielzeug, das heute oft als zusammengeschlagener Kramisch auf den Markt geworfen wird.

Sodann hüte man sich vor einem Zuspätkommen. In der Regel wird ja schon die schmale Börse von selber einen Regel vorzuziehen; aber doch wird das Kind hier und da im Verhältnis zum Einkommen und zu dem, was sich die Eltern selber leisten, mit Gaben zu reichlich bedacht. Das gereicht aber dem Kinde keineswegs zum Guten, denn es glaubt bald, es müsse ja jezt, ihm komme mehr als den andern zu. Es wird dadurch begierlich, eigenmächtig, hartnäckig; es übersteht, daß in einer engen Gemeinschaft, wie es doch die Familie ist, nicht bloß alle für einen, sondern einer auch für alle stehen muß, daß an Freunden wie an Feinden jeder möglichst gleich teilzunehmen soll. Kinder sind in ihren Wünschen natürlich oft tyrannisch und maßlos. Erfolgreiche Erziehungswissenschaftler wollen das rechte Maßhalten schaffen und auch damit fürs Leben erziehen, das uns ja auch so manchen harten Strich durch unser Hoffen zieht.

Die Arbeit wird uns vielfach zwingen, nur rein praktische Dinge den Kindern zu schenken. Wenn sie sonst im rechten Geiste und in enger Gemeinschaft mit den Eltern aufgezogen wurden, dann werden sie auch diese Gaben, die den Eltern noch oft noch recht schwere Opfer anfertigen, mit Dank und Freude entgegennehmen. Aber wenn es irgend möglich ist, da soll an diesem Fest der Freude, wo so viele Kinder mit strahlenden Augen von ihren Gedanken erzählen, auch mal etwas nicht gerade Notwendiges gegeben werden, etwas, was der Reizung und Sehnsucht des Kindes entgegenkommt und als goldener Überfluß die Tage des Festes verklärt.

Es muß ja nicht alles, was auf den Gabentag kommt, durchaus gekauft sein. Selbstgebastete Sachen werden so manchen recht billig selber herstellen, wie zum Beispiel die angeklebte Puppe fürs Mädchen, das Schachtelstern des Knaben. Gerade in dieser Arbeit vor dem Feste liegt doch ein eigener Reiz, und es können so Dinge gegeben werden, die wirklich solide, fest, gut gearbeitet sind und die daher erziehen und halten.

Wenn es möglich ist, mag auch etwas gekauft werden. Wir müssen an die vielen denken, die durch ihrer Hände Arbeit die Läden füllen, deren um einmal Weihnachten das Brot für fast das ganze Jahr bedeutet. Es rührt an den tiefsten Sinn des Festes, auch daran zu denken und den armen arbeitenden Mitbürgern zu helfen. Es derste überhaupt angeschafft sein, gerade am Weihnachtsfeste auch mal in dieser Richtung mit seinen Kindern zu reden, mit ihnen über die Art und Herkunft der Gaben zu sprechen, sie, soweit sie es verstehen können, in die verschiedenen wirtschaftlichen Zusammenhänge einzuführen und so durch die Bedeutung des wirtschaftlichen Bestehens und des sozialen Empfindens mit der Lage der andern dem Weihnachtsfeste seinen Sinn zu geben.

Der Nikotingehalt der Zigaretten

Die Schädlichkeit des Zigarettenrauchens
Wenn auch hauptsächlich beim Zigarettenrauchen außer dem Nikotin auch andere Stoffe eine Wirkung auf den menschlichen Organismus ausüben, so steht doch außer Frage, daß infolge seiner großen Giftigkeit das Nikotin die beim übermäßigen Rauchen auftretenden Schädigungen verursacht. Die Güte wie der Gehalt eines Zigaretts steht nach den Untersuchungen von Dr. Winterstein und Aronson in Zureich in keiner direkten Beziehung zum Nikotingehalt. Die Masse der Raucher ist nicht in der Lage, den Nikotingehalt eines Zigaretts beim Rauchen jezt erkennen zu können. In einer größeren Versuchsstrecke konnte festgestellt werden, daß von gewöhnlichen Raucher-Zigaretten mit einem Nikotingehalt von 1,1 bis als höher, solche mit einem Gehalt von 2,4 bis als leicht bezeichnet wurden. Um ein Bild über den Nikotingehalt der im Handel befindlichen Zigarettenarten zu gewinnen, wurden 35 Sorten untersucht. Dabei ergaben sich sehr große Unterschiede bezüglich des Nikotingehalts. Er schwankte von 2,9 bis (Wahlbrand) bis 0,25 bis. Die Menge der anzuwendenden Zigaretten betrug einen Gehalt von 1,6 bis. Eine Marke, die als besonders nikotinarm für nikotinempfindliche Raucher war, enthielt 1,1 bis. Die Befragung besonders nikotinarm sollte nur für Raucherprodukte notwendig sein, die weniger als 0,5 bis Nikotin enthalten. Die Untersuchungen ergaben sich dann weiter an orientalische Schachorien, die besonders nikotinarm waren. Viele dieser Sorten besitzen ein sehr angenehmes Aroma. Die Erzeugung nikotinreicher Zigaretten kann durch gezielte Mischung geeigneter Tabake erzielt werden. Des Jelt, das am stärksten wirkt, bezieht die Förderung der Produktion von Tabaken, die einen Nikotingehalt von weniger als

1 bis aufweisen. Dadurch würde ein wesentlicher Fortschritt in der Erzeugung des Rauchens erzielt werden, wobei noch zu beachten ist, daß beim Rauchen nikotinreicher Zigaretten und Zigaretten in den gleichen Zeiteinheit mehr Nikotin aufgenommen wird, als beim Rauchen nikotinärmer und daß aus diesem Grunde nikotinarme Produkte vorzuziehen sind.

Die Förderung der Kultur nikotinärmer, wohlschmeckender und vollwertiger Tabaksorten kann durch zwei Methoden erreicht werden. Einmal auf dem Wege der Verminderung des Nikotingehalts durch besondere Fermentation, dann durch Züchtung und Sortenauswahl nikotinärmer Tabakpflanzen. Weiter ergibt sich die wichtige Forderung, daß im Sinne einer Aufklärung des Rauchers der Nikotingehalt der Tabakfabrikate bekanntgegeben werden müßte. Der Staat selbst hätte es in der Hand, die Verarbeitung nikotinreicher Tabaksorten zu erschweren oder unmöglich zu machen. Merkwürdigerweise wird in der Schweiz auf die zum Teil sehr nikotinreichen Tabake ein niedrigerer Zoll gelegt, als auf andere nikotinärmere Sorten. Die Befragungen, den Raucher dadurch vor der Nikotinabhängigkeit zu bewahren, daß das Nikotin in geeigneter Weise vor dem Eintritt in die Mundhöhle zurückgehalten wird, sind ziemlich erfolglos geblieben, trotzdem nach den Befunden von Dr. Winterstein und Dr. Aronson durch mit Eisenchlorid getränkte Watte ein großer Teil des Nikotins zurückgehalten wird. Form, Länge und Wassergehalt einer Zigarette üben auf die im Stummel zurückgehaltene Nikotinmenge keinen großen Einfluß aus.

Die Gefährlichkeit des übermäßigen Zigarettenrauchens wird durch zwei Fälle illustriert, die im Münchner ärztlichen Verein vorgetragen wurden. Es handelt sich hierbei um zwei Männer, bei denen nach übermäßigem Zigarettenrauch brandiges Absterben der Glieder aufgetreten war. Auch die englischen Ärzte beschäftigen sich neuerdings vielfach mit den Wirkungen des Zigarettenrauchens auf den Organismus. Dr. Dixon erinnert daran, daß die Menge Nikotin, die eine einzige Zigarette enthält, in die Blutbahn eingedrungen, tödlich wirken würde, und Dr. Weston behauptet, daß Zigarettenrauchen nicht nur oft zu Blähungen führe, sondern auch bei disponierten Personen der dauernde Reiz der Zigarette möglicherweise die Entstehung des Lippenkrebzes begünstigen könne.

Dr. W. S.

Zeit- und Kraftverbrauch beim Bettmachen

Zu den unumgänglichen Obliegenheiten gehört das Zurechtmachen des Bettes. Diese Arbeit scheint in der Tat recht einfach zu sein und man sollte meinen, daß eine praktische Hausfrau aus der Erfahrung die schnellsten und erfolgreichsten Methoden für die Erleichterung ableiten kann. Trotzdem konnten auch hier weitestgehende Untersuchungen im Arbeitstempo und der Leistung vor, deren Betrachtung selbst der praktischen Hausfrau noch Anregungen geben kann, unentbehrlich aber für die Unterweisung aller derjenigen ist, die noch nicht auf eine lange Erfahrung zurückblicken können.

Wahrscheinlich große Unterirdigkeit bei der Arbeit entsteht, geht aus Versuchen hervor, die in einigen Haushaltungsschulen vorgenommen worden sind. Die Bewegungen beim Zurechtmachen des Bettes wurden genau beobachtet und festgehalten, daß eine Schülerin das erstmal bei dieser Arbeit 10 Minuten brauchte und eine Stinde von 34,15 Meter durchließ. Nach einigen Versuchen wurde das Bett in 2 Minuten 50 Sekunden gemacht und die Schülerin durchließ nur 6,40 Meter, also viermal weniger Zeit und fünfmal weniger Entfernung. Außerdem wurde die Arbeit das zweitemal besser als das erstmal gemacht. Aus den Zahlen erhellt, daß die häusliche Arbeit, wenn sie mit Überlegung gemacht wird, in kürzerer Zeit und mit weniger Mühe erledigt werden kann. Auf Grund der Versuche wurde folgende Aufstellung gemacht:

Das Bett von einer Person gemacht

Erfahrungen	Zeit	der gebrauchte Weg	Armsbewegungen	Mäßen
A	10'	34,15 m	74	88
B	5'	19,95 m	56	28
C	4'	20,18 m	27	53
D	4'	6,45 m	48	24
E	3'30"	26,35 m	57	—
F	3'30"	34,95 m	51	—
G	2'50"	6,40 m	12	13

Das Bett von zwei Personen gemacht

A	3'	9,60 m	32	23
B	2'50"	9,10 m	26	23
C	1'45"	8,20 m	24	24

Für die Versuche wurde eine Bettstelle genommen, die 1,80 Meter mal 80 Zentimeter groß war und deren Zuzug aus einer zweiteiligen Matratze, einem Keilissen, einer Decke, einem Kalen, einem Kopfkissen und einer Decke mit übergeschlagelten bestand. Aus oberstehender Tabelle geht hervor, daß es nicht wirtschaftlich ist, ein Bett von zwei Personen machen zu lassen, da zwei Personen zusammen 3 1/2 Minuten brauchen, während eine Person allein das Bett in 2,50 Minuten macht. Sie zeigt aber vor allem, wie die Arbeitserrichtung durch Übung und Erfahrung zeitparend bestimmt werden kann. (Schweizer, Eisenbahner.)

Ein Kindererlebnis

Mein fünfjähriger Freund steht ganz fassungslos vor einer Butterverkäuferin auf dem Wochenmarke und bestirmt mich mit einer Flut von Fragen: Oh, Vögelchen! Vor uns liegen zwei tote Tauben zum Verkauf. Diesen Anblick hatte er noch nie und nun soll ich Rede und Antwort stehen, soll, ja muß ihm das Sterben der zwei toten Tauben rechtfertigen, wenn er nicht vor der Sinnlosigkeit menschlicher Handlungen stehen soll — die er nicht begreifen kann. Er überhört sich beim Sprechen, die Worte fliegen nicht so schnell wie sie sollen, der ganze Junge flackert vor Aufregung: Weßhalb sind sie denn tot? Wie sind sie denn tot geworden? Da ist ja Blut! Weßhalb ist denn das Blut? Da, das ist ja festgefleht! Wo ist denn ihr Köpfchen? Das arme Köpfchen, das hängt ja da so rüber!

Ich habe meine Not, keine Fragen zu beantworten. Kann gar nicht so schnell die richtigen Worte finden, und vor allen Dingen — ich schäme mich so schrecklich vor dem Jungen und vor den toten Tauben. Ich frage mich selbst, weßhalb sind sie denn tot? Da liegen sie, diese kleinen Dingerchen — was an ihnen lockt und reizt denn den Menschen, daß er sie töten muß? Sie sind so klein, so unantastlich, wenn sie tot sind... Aber wenn sie leben, dann sind sie in ihrem Flug eine Verkörperung von Silber und Freiheit und Leichtigkeit. Doch alles das ist nicht mehr, das ist gemordet und es blieb ein lebloses, fruppiges, kleiner Federball mit einem Wundmal und einem Blutstropfen, der am Hals heruntergelaufen ist. Nur das Lebewe an jeder Kreatur ist schön — das begreift vor allem ein Kind. Das aber ist es gleichgültig und deshalb können wir es morden. Denn an die Leiden des Weltkrieges!

Erbsünde

Beisitzer: „Und diese schönen alten Möbel sind wohl Erbsünde?“
Hausfrau: „Ja, mein Großvater zahlte schon die ersten Raten und letzter haben wir immer weiter abbezahlt!“

Druckfehler

Vor den Augen ihrer beiden Schwiegeröhne fiel die alte Dame aus dem schaukelnden Boot ins Wasser. Die Schwiegeröhne machten sich natürlich sofort an die Rettung und es gelang den vereinten Anstrengungen leider (leider), die ganz Erhöbte noch lebend aus dem Fluten zu ziehen.

Wohnelend im Ruhrgebiet

Jede Stadt im Ruhrgebiet hat mehrere Wohnviertel, in denen sich der Geist des Kapitalismus in trauerlicher Offenbarkeit. In diesen Vierteln gibt es keine gepflasterten Straßen, kaum die Andeutung eines Bürgersteigs. Wozu auch? Die Autos der Herren kommen nicht hierher und der Bergmann, der Hochseifenarbeiter trägt keine Lederschuhe, die den Schmutz nicht vertragen können. Unberührt sind meist die Häuserfronten, in deren Ziegeln sich der Ruß hineinschraubt, bis sie grau und schwarz wurden wie das ganze Revier. Kein Grün vor den Häusern, keine Blume an den Fenstern. Keine Farbe an Tür- oder Fensterrahmen. Roter Zementputz, der zum Trocknen an den Fenstern hängt, bringt die einzige Farbe in die Eintönigkeit dieser Häuserfronten. Da und dort blickt ein Weib durch das Fenster und ruft nach den im Schmutz der Straße spielenden Kindern.

Manchmal verirrt sich ein armerlicher Genußliebhaber mit seiner Karre hierher, um ein paar Pfennige zu verdienen. Junge Männer ohne Kragen stehen herum oder gehen durch die engen Straßen. Da und dort lockt eine rauchige Schenke, in der mehr Schnaps als Bier verkauft wird. Rachenkranker nennen die Ruhrarbeiter dieses Getränk, viele verlangen danach, denn die Arbeit in der Grube und auf der Straße ist schweißig. Und eine Kohlerlunge haben schon die Kinder. Bier- und Frühlingsbier helfen schon, das Brot zu verdienen, das sie essen und das ihnen der Vater trotz schwerster Arbeit im rationalisierten Betrieb nicht schaffen kann.

Selten sind Kaufleute in diesem Viertel zu finden. Hier wohnen wirklich arme Leute, von denen ein Geschäftsmann bestehen kann. Ganz selten ein Konsumverkaufsstelle, Werkstatte zumeist, denn die Konsum der Arbeiter läßt der Herr dieses Viertels nicht zu. Manches dieser Viertel wäre wohl schon lange abgerissen und zum Lagerplatz geworden, wenn nicht die Wohnungen so knapp wären, daß sich auch für den schlechtesten Raum in diesen Häusern noch Subjekte finden, die ihn bezogen und ihre Gesundheit noch überdauern wollen, nur um ein Dach über dem Kopf zu haben. Krank sind sie hier alle. Die Männer, die Frauen, die Kinder. Schilddrüse und Leber sind wie sie sind, laufen sie als lebendige Käse-Kollagen-Objekte durch dieses Revier. Manche Familie hat sich trotz Wohnungsnot und Geldmangel ein sauberes und freundliches Heim zu bewahren versucht. Aber was will das heißen in einem Viertel, das von drei Seiten von einem Werk umflammt wird, das unablässig schwebt, mit Ruß und Eisenstaub gefüllten Rauch über das ganze Revier bläst.

Noch sind zwischen je zwei Häuserreihen große Blöcke zu sehen, die vom Ernt der Kinder und vom Regen festgeklopft sind. Einst waren dies Gärten, in denen die Bewohner der Kolonie nach der Arbeit des Tages noch die Freuden des Landmannes genossen, in denen sie ihr bißchen Kohl und ein wenig von dem Gemüse, das sie brauchten, zogen. Aber sie sind nicht lange Gärten geblieben. Das Werk rückte der Siedlung immer näher auf die Pelle, immer dichter wurde der Rauch, der seinen Ruß und seinen Eisenstaub niederwarf, bis die dünne Humusschicht erstickt war und nichts mehr wuchs auf diesem fleckigen Erbe, das jetzt trostlos und in Anbetracht der großen Enge, mit der die Häuser aufeinandergerückt sind, sinnlos erscheint in seiner Verleerung. An diese Flächen grenzen die niedrigen Stallgebäude, in denen die Bewohner der langweiligen Wohnhäuser ihr bißchen Vieh halten, für das die Kinder in der ganzen Stadt Gemüse- und Speisereste zusammenheben. Seltener jedoch, daß ein Schwein den Vorübergehenden angrinst. Häufiger sind Fiegen, die den Kindern der glücklichen Besitzer ihre sehr verdünnte Lebenskraft spenden. Struppige Hühner laufen herum, denen man ansieht, daß sie in mehr als einer Nacht einen Kampf bestanden mußten mit den Ratten, die durch die Kaninchen, die am meisten in diesen elenden Stallgebäuden gezüchtet werden, angeleitet wurden. Um eine alte Kornerbölle, an der das Wort „Bismarckhering“ noch deutlich zu lesen ist, drängen sich ein paar Enten. Erlaß für den Vitterich, den sie nie verlassen.

Zwischen Stallungen und Wohngebäuden liegt meist ein schmaler Hof, der von Düngern von Weinen überspannt ist, an denen fröhlich-gelblichene Wäsche hängt. Proletariats Schützenfest heißt dieses bunte Durcheinander waschebhangener Beinen, das an das bunte Gemirr Benedigs und Regels erinnert, wenn nur der dunkle Himmel nicht über allem läge, der schon in wenigen Minuten die mühsam gereinigte Wäsche grau werden läßt. Diese Wohnungen sind für den Arbeiter und so verengt jeder, durch die Luftschlechte von Kollgangern eine Erleichterung sich zu schaffen, die ihm seinen besten Raum nimmt. Schlafstelle frei, heißt das Schild, das draußen hängt. Und eine Schlafstelle, das ist ein Bett, das tags vom Vater benutzt wird, der Nachtschlaf hat und in das am Abend der Besitzer einer Schlafstelle hineinkriechen darf. Wenn er Glück hat, darf er zu drei oder vier anderen auf ein besonderes Zimmer gehen, aber dann bezahlt er statt zwei oder drei vier oder sechs Mark die Woche. Seltener gibt es in diesen Häusern ein einfaches möbliertes Zimmer an zwei Freunde zu vermieten. Das ist dann ein Zimmer, in dem nur zwei Betten sind mit einem Tisch und zwei Stühlen. Luxusbedürfnisse jedoch werden befriedigt durch das gut möblierte Zimmer, das nur ein Bett mit Waschtisch und zwei Stühlen, manchmal sogar noch ein Sofa aufweist, aber das können sich nur wenige leisten.

Hier gehört der Schlafbusche mit zur Familie. Die Enge des Zusammenlebens bringt das mit sich; „Voll der Kost voll“ nennt man im Ruhrgebiet diesen Brauch, der schon mancher glücklichen Ehe zum Zerbröckeln wurde, und manches junge Mädchen dankt den Verlust ihrer Mädchenfrische der Enge der elterlichen Wohnung. Auch das ist eine Seite des Lebens in diesem Gebiet, in dem viel Elend und wenig Glück zu finden ist. Und doch ist wenig Klage hinter den Stirnen der Menschen zu finden, die hier wohnen, nicht das dumpfe Jammer der schließlichen Weiber, es muß einmal anders werden, ist hier zu Hause, sondern viel eher ein trotziges Aufbäumen, das in jedem Gespräch in den Worten: „Es wird einmal anders werden“ wiederkehrt.

Und das ist gewiß, daß es durch die Kraft der kämpfenden Arbeiterklasse anders und besser werden wird. Aber wir müssen Sorge tragen, daß es bald anders und besser wird, damit nicht noch eine Generation unter unseren Augen verdirbt und gekettet an eine Arbeit, die ihnen mehr Fluch als Segen bringt, mit dem Keim des Giftes und der Krankheit in lebende Gräber gestochen wird, die unjenseit Blick der Zukunft öffnen.

Erich Grisar

Kentner

In dem großen hinteren Schalterraum des Hauptpostamtes beschäftigt sich Leid und Freude. Die Schalter auf der rechten Seite sind die Ausgabestellen für postlagernde Sendungen, deren überwiegender Teil aus heimlichen Liebesbriefen besteht, rechts aber befinden sich große, weiße Kartontafeln über einer Reihe Schalter die Rentenzahlungsstellen.

Diese Seite ist stark belagert. Heute: Jubiläumrenten! Vor der Postlagerstelle wartet eine fröhliche Schlange mit heimlichen Absichten, vor der Rentenzahlstelle kleine, schnell abwechselnde Menschengruppen, denen das Leid schon alltäglich wurde. Es ist jedesmal ein stiller Totentag, voll qualenden Erinnerungen, wenn hier das Geld abgeholt wird.

Ich sehe hier im Raum und beobachte die Menschen, die durch ihre wirtschaftliche Schwäche gezwungen, für ihr oder ihrer Angehörigen verpörrisches Blut oder geschwächtes Leben Renten in Empfang nehmen müssen. Eine alte Frau steht jetzt vor dem Schalter. Sie ist klein, zusammengedrumpft und gebrechlich. Ich sah sie mit ihren trübseligen, unruhigen Schritten durch den Saal kommen, ich beobachtete sie, wie sie irgendeine Legitimation umständlich aus ihrem Portemonnaie herausjuchte und befremdet, zögernd sich an die Reihe der vor dem Schalter Wartenden anschloß. Vor ihr standen einige Personen. Mehr Frauen als Männer. Menschen, denen die Zeit harte Jüge um ihren Mund gemischt hatte. Sie traten nach geduldigem Warten an den Schalter, legten ihre Papiere vor und erhielten Geld. Bereitig

Reisebilder aus Südfrankreich

Von Paul Haase

(Fortsetzung)

Oliven

Was haben die Dichter von der Schönheit unter Olivenbäumen und in Olivenhainen zusammengefaßt. Wir wären platt, als wir die ersten Olivenpflanzungen sahen, niedere, krüppliche, zweibis dreistämmige Bäume mit graugrünen Blättern zogen sich nach der Schnur angepaßt, weit ins dürre Sand hinein. Nichts von rauschenden Olivenhainen. Es blieb eine Zwetschgengartenpflanzung auf dürrer Boden. Aberhaupt diese Oliven! In Marseille wurde als Nachtisch beim Essen eine Schüssel mit schwarzen Früchten in Essig gereicht, die wir für getrocknete Kirichen hielten. Alle langten herzhafte zu, dann ein schmerzverzerrtes Gesicht und heimliches Spucken



in die Servietten; es waren Oliven in Öl, für die unser deutscher Geschmack nicht geschaffen ist. Ich wollte mich nicht blamieren und hatte meine Olive mit Todesverachtung zurückgeworfen, am nächsten Morgen wachte ich, warum der Franzose Jodelt Wert auf den Magenstich durch Oliven in Öl legt, wir Deutschen schlucken in der Regel allerlei Medicamente, um diesen wirklich „durchschlagenden“ Erfolg zu erzielen, den der Franzmann mit seinen Oliven erzielt. Man hat uns aber nie wieder Oliven auf den Tisch stellen dürfen. Auch die schönen Fleischpasteten hatte man uns verweigert, denn in ihnen waren auch Oliven eingeboden und verschiedene hatten hineingegeben. Um den Geschmack der Oliven zu haben, nehmte man eine getrocknete Kirche, legte sie in eine schwarze Lauge von Kautabakast, Rum und alterer Schmirzseife und verschludete sie, ohne mit einer Wimper zu zucken. Mahlzeit!

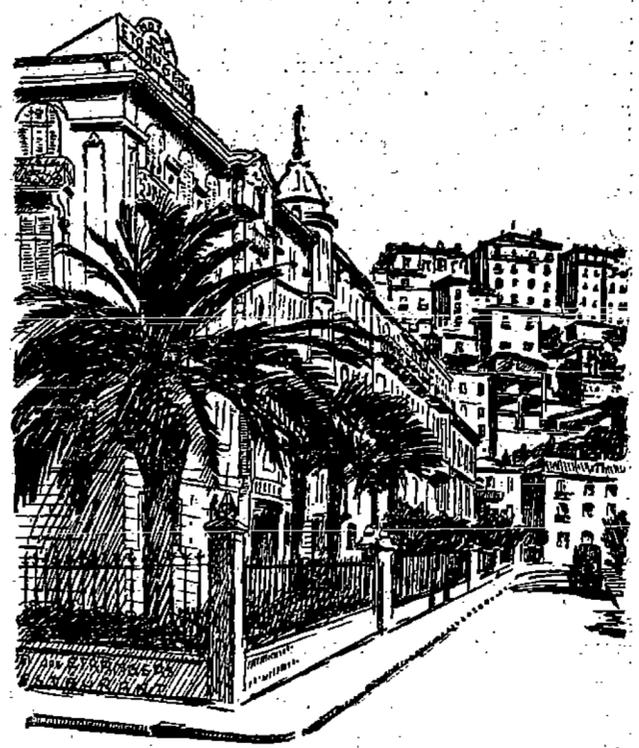
Riviera

Von Marseille steigt die Bahn an zur Hochebene der Provence, die bis zu den Ausläufern der West- und Seealpen reicht. Hier ist das Land fruchtbar. Vorherrschend ist der Weinbau, der in Reihen mit meterbreiten Abständen angebaut. Der Boden ist ein dunkelroter fetter Mergel, der oft mit dem Pferdeflug durchgepflügt wird. Hier wächst die Olive, Orange, Zitrone, Kirche, Aprikose und Feige. Am Bahndamm breiten sich meterhohe Agaven aus und geben das südlische Gepräge. Bei Toulon gewinnen wir wieder einen Ausblick auf das Meer. Französische Schlachtschiffe liegen in Reih und Glied verankert, am Kai qualmen die schwarzen Torpedoböote; die bellenden Hunde der Flotte. Die Stadt selbst liegt schön an einer Bucht mit festem Strand. Der Zug passiert die Festungswerke, auf deren Wällen in praller Mittagssonne schwarze Soldaten an Geschützen exerzieren, es sind Lurlos mit den roten Kapsis und Golen. Jetzt behalten wir meist den Ausblick auf das Meer, das tief bräunlich ausstrahlt. Wir passieren Frejus, bekannt als der Ort, in dem Stierkämpfe nach spanischer Sitte abgehalten werden, ferner Cannes, welches in der Außenpolitik in den letzten Jahren oft genannt wurde, sowie St. Raphael, der schönste, vornehmste Badeplatz am Mittelmeer. Über die Blumenstadt Nizza gelangen wir nach Monaco.

Monaco

Durch Tunnel fahren wir in Monaco ein, der Bahnhof liegt hoch und durch abfallende Straßen gelangen wir zum Ziel unserer Reise, dem Hotel Alkanit. Monaco liegt an die Felsen der Seealpen, die steil zum Meer abfallen, angelehnt. Von drei Seiten ist das winzige kleine Fürstentum von Gebirgen eingeschlossen und nur nach dem Süden, dem Meere zu, ist es offen. Sturm und Wetter können nicht herein. Die warmen Südwinde bringen die Kühle des Meeres mit. Staub gibt es nicht. Die Straßen der Stadt werden im Morgentau gereinigt und geprengt. In Monaco können noch Lungenerkrankte leben, denen in anderen Klimata kein Vierteljahr Lebensdauer mehr beschieden wäre. Besonders wenn bei uns Winter ist, wimmelt es in Monaco von Norbländern. Die Sonne ist sehr warm, sie wird aber nicht unerträglich durch die herrliche Meerestühle. Die Stadt ist für

Fremdenberlehr eingerichtet. Hotel reiht sich an Hotel, die meisten sind nur zur Saison, also vom Oktober bis März geöffnet. Die Hotelbauten sind wahre Prachtgebäude. Die Preise sind auch dementsprechend. Das ist die Sonnenfeier von Monaco, dem kleinen Fürstentum, dessen Bürger die einzigen der Welt sind, die keine Steuern bezahlen brauchen. Man glaube aber nicht, daß in Monaco alles Luft und Freude ist. Wer die Schattenseite sehen will, der gehe frühmorgens um 4 oder 5 Uhr an die Ausgänge der Stadt, dort kann er die Arbeiter sehen, wie sie unterernährt sich auf dem Markt befinden, um in der näheren oder weiteren Umgebung in Stein- oder Metallwerken usw. ein schlechtes Brot zu erwerben. In schlechten Gassen



Monacoer Hotels

der Borotte haufen sie, viele wohnen auch in den Bergen. An dem Zugs Monaco haben sie keinen Anteil. Wie traurig es den Sanftleuten geht, kann man auf dem Markt in Monaco sehen. In der Markthalle sieht es bunt aus. Wachslos liegen die Verkaufsstände nebeneinander. Hier hat es Hüte, daneben Fleisch, der nächste Stand führt Seide, Strümpfe und Hosen, ihm folgt ein Handel mit Butter und Käse und dem wieder ein solcher mit Früchten. Auf dem Vorplatz sitzen am frühen Morgen die kleinen, armen Bauern, die oft hoch aus den Alpen herunter mit ihren Waren kommen. In einem Körbchen hat solche Bäuerin 10 Eier, 12 grüne Zitronen, einige Karbistüten, etwas römischen Salat, eine Handvoll grüner Oliven usw. Das ist alles, was sie zu veräußern haben und damit kommen sie 5 Stunden aus dem Gebirge herunter, und wenn sie es verkauft haben, nehmen sie einige Pfund Mehl wieder mit hinauf in ihre Berge. Man staunt über die Geduld, mit der diese Armen ihren kümmerlichen Handel betreiben.

In Monaco befindet sich das von Fürst Albert I. angelegte Ozeanographische Museum, das wirklich Schenswertes bietet. Im Untergeschos befindet sich ein Tiefseeaquarium, das, vom Wasser des Mitteländischen Meeres gespeist, allerlei sonderbare Geschöpfe der Meeresflora birgt. Wir sehen den unheimlichen Gesellen, den Polypen, der qualmig mit eingezogenen Fangarmen gespenstig im Gestein kriecht. Die oberen Räume zeigen allerlei Wissenswertes aus der Meereskunde. Hier hat sich auch unser früherer Kaiser erwigt. Er hat einiges zum Zustandekommen des Museums beigetragen, dafür kann man heute an verschiedenen Ehrentafeln seinen Namen lesen und der Führer verjämert nicht, uns genügend auf „Guilkaume II.“ aufmerksam zu machen. (Schluß folgt)

Markt und einiges Kleingeld wurden der alten Frau ausgehändigt. Sie nahm die ganze Summe mit einem Griff zu sich, begab sich sofort in eine ruhige Ecke und zählte nach. Dann faltete sie das Papiergeld sorgsam zusammen, legte es in ihre Geldbörse und schüttelte das Kleingeld dazu. Man hörte durch das Geräusch der Menschen die Geldstücke kaum klirren.

Ein Invalide mit steifem Bein humpelt zu dem Schalter. Als er an die Reihe kommt, nimmt er die Rechte vergrämt in Empfang. Im Weggehen stelle ich ihn zur Rede, er war vor dem Kriege Dreher, aber er kann mit seinem schlechten Bein nicht mehr neben der Drehbank stehen. Er hatte es versucht. Einige Wochen lang ging es, dann traten Schmerzen ein, so daß er aufhören mußte. Ein verirrter Granatplitter in Handern setzte seinem Leben eine neue Richtung; er ist jetzt Hausdiener. Das Kleingeld steckt er in seine Hosentasche, die Scheine legt er hinter den Dedel eines Notizbuchs. „Nicht viel, aber doch etwas“, meint er und humpelt ab.

Ich bleibe noch eine Weile und sehe die Ebenbilder dieser zwei würdevoll herausgetretenen Gestalten in allen Abwandlungen den Schalter betreten. Sie sind stille Leidende, ohne Klagen, denn die Zeit des lauten Wehens ist schon längst vorüber. Daher merken die Menschen, die die lustige Seite des Saales besuchen, die wortlose Tragik dieser Gestalten nicht. Die Zeit hat ihre Trauer abgeschwächt, sie untergehen sich im Lächeln von den anderen Postbesuchern kann — nur vielleicht in der Tiefe ihres Herzens wächst ein Schmerz, der nicht mehr die Kraft hat, loszubringen.

Der brave Soldat Schweiß trägt einen heissen Satz: daß wir über diesen Krieg noch wochenlang reden werden. Es ist auch so, nur ist der Welllauf nicht mit dem menschlichen Zeitmaß zu messen — und die Wochen dauern Jahrzehnte. K o l a.

Samariter ohne Lehrgang

Es ist recht gut, mit den notwendigen Kenntnissen für erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen vertraut zu sein. Die Arbeiter-Samariterkolonnen in größeren Orten geben jedem die beste Gelegenheit dazu. Da aber nicht jeder Gelegenheit, Lust und Liebe zu einem Lehrgang hat, sollte er wenigstens die Vorbedingungen der Hilfeleistungen kennen.

Es gibt zweierlei Unfälle. Erstens solche, die sich durch unglückliche Zufälle ereignen, wofür niemand Schuld hat oder angeklagt werden kann. Zweitens solche, die sich vermeiden lassen, wenn die Menschen mehr Verantwortungsgefühl und Bedachtsamkeit zeigen, sei es auf der Straße, in der Werkstatt oder im Heim. Vorbildlich kein und gutes Beispiel geben sind Grundbedingungen. Wenn ich weiß, warum ich keine Bananen oder Apfelsinenhälften auf der Bürgersteig werfen darf, wird es mir auch nicht schwer fallen, den Hund mit dem Fuß in die Abwassertrinne oder Schiene zu stoßen. Selber nur so oft sind solche Schalen Ursachen zu schweren Unfällen geworden. Genau so kann ein großer Stein oder Glascherben Ursache zum Unfall eines Motorrad- oder Radfahrers sein. Bedenkt

daß ein kleiner Fußstoß einen großen Unfall verhüten kann. Nun braucht das nicht zum Straßenschereendienst ausarten. An Ort und Stelle kann man die betreffenden Leute taktvoll auf ihr leichtsinniges Tun aufmerksam machen. Recht beschämend ist es, wenn man bei Vermeidung des Beistehens vor seinen Augen Hand anlegt und das gute Beispiel gibt. Ob die Leute sich dann nicht doch ihr Tun überlegen? Die Art der Beistehens ließe sich um ein vielfaches verbessern, es sollte nur eine Andeutung sein. In Betracht käme noch die Pflicht des Meldens an zuständiger Stelle bei Wahrnehmungen von Dingen, die gefährlich sind oder werden können. Sei es eine unbedeckte Grube, ein kaputtter Schleusenwehr, das Abbröckeln von Gestein oder ungenügende Beleuchtung an gefährlichen Stellen, die viel begangen werden; es gibt hunderte solcher Dinge, man braucht nur die Augen zu öffnen und sich fragen, ob das, was für mich ungefährlich ist, nicht für Kinder oder ältere Leute von Gefahr sein kann. In den Betrieben erfüllen ja die Unfallverhütungsvorschriften diese Mahnung, es gilt sie nur zu beachten und dafür zu sorgen, daß alle Mängel gemeldet und vor allem auch behoben werden. So kann ein jeder ohne Ausbildung Samariterdienste leisten, obwohl auch die Kenntnisse der ersten Hilfeleistung selbst nur von großem Nutzen sein können. Willy Friedrich

Der Mensch

Wenn wir in fertlichen Stunden einmal innig mit den anderen fühlen, so verstehend und so liebend, dann regt sich der Mensch in uns. Und wenn wir im Kampfe stehen und streiten für Recht, auch dann wieder fühlen wir, wie alle Schicksale des Alltags von uns gefallen und der Mensch sich regt.

Es ist etwas so Tiefes und so Heiliges um den Menschen, daß wir uns freimachen müssen von dem Ranne des nüchternen kapitalistischen Tages, um ihn zu fühlen. Da im Werktag von heute ist er verzerrt. Da hegt ihn die Sorge. Da quält ihn die Not. Da lastet ja oft auf ihm das Kleine. Da lockt das Oberflächliche ihn.

Aber der Mensch ist mehr. Da jenseits des Alltagsmenschen liegt seine Tiefe, sein Wesen, sein wahres Sein. Und wenn wir lauscher, dann hörst du aus all dem Lärm des Tages ein kühles Schenken des Menschen, und du ahnst, daß all dieses Lärm nur Bestäubung des unbefriedigten Tiefsten ist.

Du und du und du: in uns allen klingt diese gleiche Seele, die da Menschlichkeit und Gemeinschaft heißt. Daß dieses Reine, Menschliche befreit sei von widerwärtiger Verzerrung durch das Augen und wir als freie Menschen nur dem Menschen fühlen, daß ist die heilige Flamme, die da als der tiefste Sinn des Kampfes aus ihm glüht und glüht.

Die schwerste aller Arbeiten muß in der Verwaltung Platz greifen. Die meisten der sogenannten „ökonomischen“ Probleme lassen sich restlos lösen, würde die Industrie von Männern geleitet, die die Industrie verstehen.



Verbandsleben



Bezirkskonferenz in Hamburg

Sie tagte am Sonntag den 18. November 1928 im Gewerkschaftshaus in Hamburg. Bezirksleiter Hermann Kemplens gab den Bericht über die zurückliegenden drei Quartale dieses Jahres. An der Konferenz nahmen 64 stimmberechtigte Delegierte teil, die 75 852 Mitglieder vertraten. Dem Bericht war zu entnehmen, daß in der zurückliegenden Zeit 146 Bewegungen durchgeführt wurden. Bei 115 Bewegungen war der DMB führend. Zwei Bewegungen wurden nach längerer Streikdauer ergebnislos abgebrochen. Alle anderen Bewegungen waren, wenn auch im Ergebnis unterschiedlich, erfolgreich. In der Berichtszeit ist eine Steigerung der Mitgliederzahl um 8126 zu verzeichnen. Der seit dem 1. Oktober d. J. unverändert andauernde Streik bei den Seeschiffwerften bildete den Hauptbestandteil des Berichts. Kemplens schilderte den Entwicklungsgang der Bewegung und stellte fest, daß die Streikenden unverändert im vollsten Vertrauen auf die Verbandsleitung gewillt sind, den Kampf, von dessen langer Dauer die Werftarbeiter von Anfang an überzeugt waren, durchzuführen. Bezugnehmend auf Ausstellungen der bürgerlichen Presse stellte der Redner unter einmütiger Zustimmung der gesamten Konferenz fest, daß die Werftarbeiter und die Streikleitung gar nicht daran denken, den Kampf zu dem im Schiedspruch vorgesehenen Bestimmungen abzugeben. Bei den Werftarbeitern kann keine Streikmüdigkeit festgestellt werden. Der Verband geht Verhandlungen nicht aus dem Wege. Eine Beendigung des Kampfes wird aber nur erfolgen, wenn die Werftunternehmer bereit sind, den berechtigten Forderungen der Werftarbeiter Rechnung zu tragen. Die Tagung stimmte dem Bericht ohne Aussprache zu.

Anschließend gab der Vorsitzende Kollege Brandes (Stuttgar) einen eingehenden Bericht über die Lage an Rhein und Ruhr. Aus diesem Bericht ging hervor, daß unser Verband mit aller Überbahrung dem Ausgang des Kampfes an Rhein und Ruhr und bei den Werften entgegensteht.

Die Konferenz nahm einstimmig folgende Entschließung an: Die am 18. November 1928 in Hamburg tagende Bezirkskonferenz des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes stellt nach Entgegennahme des Berichtes des Bezirksleiters fest, daß die von der Verbandsleitung und den örtlichen Verwaltungsstellen ausgeübte Tätigkeit im Jahre 1928 erfolgreich gewesen ist. Die Konferenz ist der Überzeugung, daß auch für die Folgezeit von der Organisationsleitung alles versucht werden wird, die Interessen der Mitglieder des Verbandes wahrzunehmen und vornehmlich deren materielle Lage zu heben. Die Delegierten sind sich bewußt, daß die Bestrebungen auf Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen mehr denn je auf den heftigsten Widerstand der Unternehmer stoßen werden. Der seit dem 1. Oktober d. J. unverändert andauernde Streik bei den Seeschiffwerften ist ein trauriger Beweis dafür, wie das Unternehmertum und besonders das in unserem Bezirk domizierende Werftunternehmertum dem Arbeiter seinen berechtigten Verdienstanteil am Arbeitsprodukt vorenthält. Von der Berechtigung der Forderungen der Werftarbeiter überzeugt, sichert die Konferenz den Streikenden ihre vollste Sympathie und wirksamste Unterstützung zu.

Mit besonderem Interesse verfolgt die Konferenz die von dem Unternehmertum an Rhein und Ruhr in langer Vorbereitung mit Absicht herbeigeführte irrtümliche Aussperrung. Die Energie, mit der unsere Organisationen den Kampf gegen die Aussperrung aufnehmen, bürgt dafür, daß die Unternehmer ihr Ziel nicht erreichen werden.

Die bei den Seeschiffwerften und an Rhein und Ruhr geführten Kämpfe müssen zur Folge haben, daß diejenigen Metallarbeiter, die der Organisation bisher noch fern standen, sich dem Deutschen Metallarbeiter-Verband anschließen und die Delegierten geloben, mit allen Kräften und unermüdetlich für die Gewinnung neuer Mitglieder zu wirken.

Welche Eigenschaften muß ein Arbeiter besitzen?

Die Frage bezieht sich auf die Firma Eberhardt-Ilm und die Antwort eines Unergründlichen wird zweifellos lauten: Es muß ein tüchtiger, erfahrener Facharbeiter sein. Vom rein wirtschaftlichen und geschäftsmännlichen Standpunkt aus betrachtet, wäre diese Antwort richtig. Daß dem aber so nicht ist, zeigt nachfolgender Brief und Anfrage:

Gehr. Eberhardt, Pflanzfabrik Ilm/Donau, 19
Begr. 1854, Fernspr. 3345-3347
Herrn/Donau, Betreff: Arbeiteranstellung.

Herr ... geboren am ... in ...
bezieht sich bei uns auf Arbeit und gibt an: ...
bei Ihnen als ... beschäftigt gewesen zu sein.

Wir legen Wert darauf, nur vertrauenswürdige und zuverlässige Leute einzustellen und bitten Sie deshalb, was über den Genannten durch Beantwortung der nachstehenden Fragen Auskunft zu geben.

Verhältnisse und für die anderweitige Behandlung Ihrer Angelegenheiten wie Ihnen zu. In Gegenseiten sind wir gerne bereit. Mit bestem Gruß
1. Vorsitzender, Hochachtungsvoll, Gebirder Eberhardt.

Fragebogen
Anfrage bei ... Datum: ... 19

Herr ... geboren am ... in ...
angehört vom ... bei Ihnen als ...
beschäftigt gewesen. Sind diese Angaben?
Nähere Beschreibung seiner Tätigkeit
Verlässliche Zeugnisse
Führung während der Arbeit
Führung außerhalb der Arbeitszeit
Besondere Charaktereigenschaften
Gesamtwertung: ... 19
(Bitte nach Ausfüllung in beiliegendem Fragebogen zurücksenden.)

An die Firma Gebirder Eberhardt, Pflanzfabrik Ilm/Donau.

Ich möchte zunächst darauf anmerken, daß es sich um ein vertrauliches Schreiben handelt und bitte daher jeden Herrn, es als vertraulich zu behandeln. Was jedoch die genannte Firma unter vertrauenswürdig und zuverlässig versteht, wissen Sie als gelernter Arbeiter, die sich um Arbeit bewerben, der Lage. Jemand, der in einem Unternehmen zu seinem Besten hat, andererseits sich dadurch nicht auszeichnen kann, hat den Sprichwort in Erinnerung kommen: Wer der jetzt jemand hinter dem Strich hinter mich her ist, ist nicht gut.

Die Eigenschaften der Pflanzfabrik an und für sich zu zeigen die Fragen: Führung während der Arbeitszeit - Führung außerhalb der Arbeitszeit - Besondere Charaktereigenschaften. Die Eigenschaften, die hier die Firma verlangt, haben weniger mit der Gebir-

lation zu tun, sondern dienen dem Hauptzweck der Firma, einen Stützpunkt gegen die freien Gewerkschaften zu errichten. Es ist bekannt, daß die sogenannte „Deutsche Hilfe“ den Kampf eröffnet hat, jedoch noch nicht gewonnen, und sie wird ihn auch nicht gewinnen. Bei der „Deutschen Hilfe“ handelt es sich um eine neue Firma, aber die Leute sind die ehemaligen „Gelsen“ und ihr Ziel ist die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit. Der § 25 ihrer Satzungen lautet:

„Die Bundesfarben sind schwarz-weiß-rot. Das Bundeswappen ist ein Ritter mit Schwert und Schild. Die Bezeichnung der Bundesmitglieder untereinander ist Kameradin und Kamerad. Der Bundesgruß ist „Deutsch Heil!““

Damit ist die Gesellschaft gezeichnet. Ihr Treiben im Betrieb ist nur möglich durch die tatkräftige Unterstützung durch Herrn R. C. Die Firma sucht durch ihre Umfrage keineswegs nur tüchtige Facharbeiter, die Hauptfrage ist, daß sie Menschen mit den Eigenschaften der „Deutschen Hilfe“ bekommt. Da ist es gleichgültig, ob die betreffenden mit dem Beruf oder der Fabrikation vertraut sind. Es hieße der Firma und ihrer „Deutschen Hilfe“ zu viel Ehre antun, wollte man sich noch in längeren Ausführungen mit ihnen beschäftigen. Die obigen Tatsachen mögen genügen, um jedem denkenden Arbeiter die Augen zu öffnen. Darum: Sine in die freien Gewerkschaften! Sine in den Deutschen Metallarbeiter-Verband!

Der Mann mit der Stoppuhr

Als ich diesen für mich lehrreichen Aufsatz in Nr. 41 der Metallarbeiter-Zeitung las, sagte ich mir, der Verfasser hat wirklich aus praktischen Erfahrungen heraus geschrieben. Ich möchte auch einiges von meinen täglichen Erfahrungen schildern. Den Mann mit der Stoppuhr stelle ich persönlich nicht vor. Nach unserem Tarif können unsere Kollegen verlangen, daß beim Ausarbeiten von Afforden ein Mitglied des Arbeiterrates zugegen sein kann. Ein Teil der Kollegen macht davon Gebrauch. Der Verfasser des Aufsatzes in der Nr. 41 hat die Kollegen in drei Klassen eingeteilt; auch bei uns sind diese Klassen vertreten. Eine 4. Klasse möchte ich noch hinzufügen; dieselbe möchte ich die Klasse der „Unbelehrbaren“ nennen. Die Kollegen und Kolleginnen dieser Klasse tun mir am meisten leid. Ihr Fehler besteht darin, daß sie uns kein Vertrauen schenken. Ich möchte hier nur ein Beispiel anführen. Eine Kollegin bekam für 1000 Felgen aufbohren 2,40 M., wobei sie nebenbei noch Gänge gehen mußte. Durch Umstellung in der betreffenden Abteilung fiel das Gängegehen fort. Grund zum Neuanarbeiten war laut Tarif gegeben, da ein anderer Arbeitsgang vorlag. Der Meister wußte, daß ein großer Abzug bevorstand. Er verjagte sich deshalb mit der betreffenden Kollegin auf 2 M. zu einigen. Leider vergebens. Da ich zufällig am fraglichen Tage in derselben Abteilung eine andere Affordausarbeitung übernahm, teilte die Kollegin mir dieses mit und verlangte die Neuanarbeitung des Affords. Eingehend erfuhr ich sie, daß sie zu überlegen und machte sie auf die Affordbohrer aufmerksam. Ebenfalls vergebens. Bei uns hat der Mann mit der Stoppuhr den Spitznamen „Stopp“. In diesem Falle stoppte nicht „Stopp“, sondern der Meister mit der Stoppuhr. Der Erfolg war, daß der Preis nicht 2 M. betrug, sondern nach der Berechnung 1,45 M. Auch ich bekam dann allerhand Spottnamen an den Kopf geworfen. Nicht nur bei uns, sondern überall wird es dasselbe sein, nur wenn die Konjunktur nachläßt, hat „Stopp“ seine Arbeit. Nicht die Arbeit wieder an, dann läßt man die Karte laufen. Zusammenfassend möchte ich den Kollegen zurufen: Habt mehr Vertrauen zu eurer von euch gewählten Betriebsvertretung, dann kann manches vermieden werden! Gegenseitiges Verständnis wird nicht so leicht zum Schaden der Kollegen ausarten. Aus dem Artikel in Nr. 45 habe ich nicht feststellen können, in welcher Tätigkeit der Verfasser steht. Sollte er aber beim Affordbohren zugegen sein, so begreife ich nicht, wie man die Zeit anweisen kann. Ich richte mich stets nach meiner Taschenuhr; der Unterschied zwischen Taschenuhr und Stoppuhr kann doch nur gering sein.

Kürzlich hat sich folgender Vorgang bei uns abgespielt: Stopp hat einen Afford ohne Wissen der Kollegen abgestoppt. Als der Kollege den Preis erhielt, war er damit nicht einverstanden. Wir stellten nochmals die Zeit fest und alle vorher abgestoppten Zeiten stimmten nicht, da die Uhr verkehrt angezeigt hatte.

Wenn der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 45 die Aussage des Verfassers in Nr. 41 angeheißelt, daß die Arbeiter ein Mitbestimmungsrecht haben, so soll der Kollege seine Mitbestimmungsrechte darauf ansetzen machen, damit sie von dem zu Recht bestehenden Mitbestimmungsrecht Gebrauch macht. So leicht ist es doch nicht, wenn ein Kollege Affordlagen hat, daß man ihn einfach auf die Straße wirft. Den Betriebsrat, der zusehen würde, wie ein Kollege auf die Straße fliegt, wenn er sein Recht sucht, möchte ich kennenlernen.
Richard Siegmund.

Eines Arbeitstages Drama

Aus Juidan schreibt ein Kollege:
Seit der Revolution bin ich nach Unterlagen des hiesigen Arbeitsrates 24 Wochen arbeitslos gewesen. Günstig kommen noch 20 Wochen Krankheit und Erwerbsunfähigkeit, so daß ich nahezu fünf Jahre von langjähriger Unterstützung leben mußte. Die Unterstützung beträgt für eine erwachsene Person je Tag eine ganze Reichsmark, für ein Kind 50 Pfennige. Wenn nur der Mensch neben der Erwerbslosigkeit noch für Kleidung, Heizung, Licht und Wohnung sorgen muß, ist es da ein Wunder, daß ein langjähriger Arbeitstier mit seiner Liebe in Rückstand kommt, die letzte Hufe ins Reichhaus wandert und die Gesundheit zum Teufel geht. Diese Zustände finden wir aber nicht nur vereinzelt. In allen Ecken und Enden greift das Geißel der Arbeitslosigkeit. Die Opfer der kapitalistischen Gesellschaftsordnung sind aber für einen späteren Produktionsprozeß fast nicht mehr verwendungsfähig, weil die Unterernährung die Gesundheit angeht. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Unternehmer ältere, langjährige Erwerbstätige kaum einstellen und, wo Zwang zur Einstellung vorliegt, sie bei der ersten besten Gelegenheit wieder entläßt. Die Arbeitslosen werden von dem Unternehmertum beeinträchtigt, nur durch kräftige Leute zu helfen, halberwerbende, ausgemergelte Arbeiter kann der Unternehmer nicht gut gebrauchen. Ganz dreist verlangen viele Unternehmer von Arbeitern unter 30 Jahren, ältere kommen selten in Frage. Die Arbeitskraft als Ware hat genau seine Seitenhaken wie jede andere Ware, aber der Mensch hat ein Recht zum Leben.

Bestenfalls, es wird höchste Zeit, daß sich die Menschheit darauf besinnt, das Übel der Arbeitslosigkeit zu befeitigen, wenn nicht Millionen Volksgenossen verhungern sollen. Gebirder dieser Zeiten hat am 30. Juli 1926 seine Erwerbslosenunterstützung in der Höhe von 9,68 M. (in Worten: Neun Reichsmark achtundachtzig Pfennig) an den Herrn Reichspräsidenten A. Hindenburg gerichtet mit der Bitte, seinen Gehalt herabzusetzen auf 8 Tage einzusetzen. Aber der Herr Präsident hatte kein Zeit, mit 9,68 M. 8 Tage zu leben und sandte mir diese 9,68 M. postum wieder zurück. Würde die Not gleichmäßig verteilt und getragen, schnell wäre das Geld befreit. Man läßt aber die Not nur einem Teil fallen, während andere in Ems und Bruns leben, und paßt dem Volke ein, daß sie bei den Gott gewollte Ordnung. Die Beschneidung einer Sanftmütigen für meine Familie wurde von dem hiesigen Polizeiamt mit der Begründung abgelehnt, es gebe noch mehr notleidende Familien. Also hungere weiter. Der Druck ist sehr billig. Selbst das Wohlstandswort lehnte am 28. August 1928 mein Antrag um Bewilligung von etwas Kleidungsstücken ab,

Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern: S.-U. 62441, 62442, 62443

Mit Sonntag dem 8. Dez. ist der 50. Wochenbeitrag für die Zeit vom 9. bis 15. Dezember 1928 fällig.

Am 30. Dezember 1928 treten die auf dem Verbandstag in Karlsruhe beschlossenen Beiträge von 130, 100, 75, 70, 50, 40, 30 und 10 M. in Kraft.

Die 1. Beitragsklasse (130 M.) gilt für männliche Mitglieder nach vollendetem 20. Lebensjahr.

Die 2. Beitragsklasse (100 M.) gilt für
a) männliche Mitglieder vom vollendetem 18. bis zum vollendetem 20. Lebensjahr;
b) ungelernete Lohnarbeiter (Hilfsarbeiter) nach dem vollendetem 20. Lebensjahr;
c) weibliche Mitglieder mit höheren Verdiensten, die Anspruch auf Invalidenunterstützung erheben.

Die 2a-Sonderklasse (75 M.) gilt für weibliche Mitglieder mit höheren Verdiensten in besonderen Industrien, die keinen Anspruch auf Invalidenunterstützung erheben.

Die 3. Beitragsklasse (70 M.) gilt für
a) männliche Mitglieder (Ungelernte) vom vollendetem 16. bis zum vollendetem 20. Lebensjahr;
b) weibliche Mitglieder nach vollendetem 20. Lebensjahr, die Anspruch auf Invalidenunterstützung erheben.

Die 3a-Sonderklasse (50 M.) gilt für weibliche Mitglieder nach vollendetem 20. Lebensjahr, die keinen Anspruch auf Invalidenunterstützung erheben.

Die 4. Beitragsklasse (30 M.) gilt für
a) männliche Mitglieder unter 16 Jahren;
b) weibliche Mitglieder unter 20 Jahren;
c) die in Industriebetrieben tätigen Lehrlinge vom 3. Bejahre an.

Die 5. Beitragsklasse (10 M.) gilt für Lehrlinge in handwerklich-mäßigen Betrieben und für die in Industriebetrieben tätigen Lehrlinge im 1. und 2. Bejahre sowie für Invaliden, die keinen Anspruch auf Invalidenunterstützung erheben. In diese Klasse können auch die männlichen und weiblichen Mitglieder bis zu 16 Jahren eingereiht werden, die auf Grund niedriger Löhne nicht in der Lage sind, in der 4. Klasse Beiträge zu leisten.

Die Übergangs-Beitragsklasse (40 M.) gilt für die bisherigen Invaliden, die Anspruch auf Invalidenunterstützung erwerben wollen.

Für kranke und arbeitslose Mitglieder, die Unterstützungen in vollem statistischem Umfange bezogen haben, und für noch nicht bezugsberechtigte kranke und arbeitslose Mitglieder gelten besondere Beiträge (10 M.).

In den Beiträgen der Klassen 1 bis 4 können noch die vom Vorstand genehmigten Vorkaufschläge erhoben werden.

Aufforderung zur Rechtfertigung:
Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich gegen erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen. Verwaltungsstellen, denen die Adresse des Aufgeforderten bekannt ist, wollen diese an den Vorstand melden. Das Mitgliedsbuch ist an den Vorstand einzuliefern.

Auf Antrag der Verwaltungstelle Waiblingen:
Der Schlichter Karl Gangel, geb. am 8. Juli 1904 zu Tübingen, Mitgliedsbuch Nr. 6523638, wegen Nichtabrechnen mit Beitragsmarke.

Bestohlen wurden:
Mitgliedsbuch Nr. 4738 556, lautend auf den Metallarbeiter Arthur Fülle, geb. am 4. November 1907 zu Schmöln. (Duffelhof.)
Mitgliedsbuch Nr. 5904 334, lautend auf den Werkzeugmacher Martin Schumann, geb. am 10. Februar 1907 zu Ludewalde. (Eudemalbe.)
Mitgliedsbuch Nr. 6639 902, lautend auf den Schlosser Paul Stumberg, geb. am 9. Febr. 1905 zu Giedeswagen. (Oberhau.)
Stuttgart, Hölzstraße 16. Der Verbandsvorstand.

Zur Beachtung! • Zugug ist fernzubalten:

von Drechern und Gleisern nach Gray (Andriher Maschinenfabrik A.-G.); D;
von Werftarbeitern nach allen Werftorten im Nord- und Ostseegebiet E.

L. = Lohnbewegung; D. = Differenzen; v. St. = Streik in Sicht; St. = Streik; W. = Maßregelung; M. = Mißstände; A. = Aussperrung.

weil fürjorgeberechtigte Hilfsbedürftigkeit nicht anerkannt werden kann. Und dabei bin ich mittellos, jahrelang arbeitslos und habe eine kranke Frau, die keinen Groschen verdienen kann. Man läßt eben die Armen schuldig werden, dann überläßt man sie der Fein!

Jubilärfeste

Boizenburg (Ube). Zahlreich waren die Metallarbeiter erschienen, um die Kollegen G. Engel und R. Puttkamer, die dem Verbände 25 Jahre angehören, zu ehren. Der Bevollmächtigte Habermann begrüßte die Teilnehmer. Als Festredner folgte Kollege Gubner von der Bezirksleitung Hamburg, der auf Zweck und Ziele des Verbandes einging. Die Jubilare, die in allen Stürmen dem Verband die Treue bewahrt, stellte der Redner der Jugend zum Vorbild. Die Ehrung der Jubilare erfolgte durch Überreichung der Urkunden und eines Geschenk. Musikalische Darbietungen umrahmten die Feier. Ein anschließendes Langtranzchen, das bis zum Morgen dauerte, beendete die schöne Feier.

Eugen Steiger †

Einer unserer beständigsten und tüchtigsten Kollegen ist im besten Mannesalter gestorben. 35 Jahre alt ist Kollege Steiger geworden und schon hat ihn der Tod zu früh genommen. Seit frühester Jugend war er Mitglied unseres Verbandes. Als Vertrauensmann, als Betriebsrat, als Betriebsobmann hat er die Interessen seiner Arbeitskollegen in erster und gewissenhafter Weise wahrgenommen. Daneben war er auch als Agitator wirksam tätig. Als Beisitzer gehörte er dem Vorstand unseres Verbandes seit 1921 an. 1924 wurde er als Gemeinderat gewählt. Eine andauernde, schwere Krankheit verminderte, daß er in den letzten Jahren seine ihm lieb gewordene Tätigkeit für die Arbeiterklasse ausüben konnte. Das Leben entsprang einer schweren Kriegsverwundung. Nun ist Eugen Steiger, der gute Mensch, der tapfere Kämpfer und brave Kamerad für immer von uns gegangen. Dieser Verlust trifft uns schwer. Wir werden seiner stets nur ehrend gedenken, denn er wird uns allen, die wir ihn gekannt, geehrt und geschätzt haben, unvergesslich bleiben.

Um hier eine Antwort geben zu können, müssen wir erst einmal den Unterschied zwischen Lehrling und Volontär kennenlernen.

Der Lehrling hat eine bestimmte Lehrzeit in seinem Beruf durchzumachen und wird in den meisten Fällen diese Ausbildung nur für das Fach erhalten, welches er sich zum Lebensberuf erwählt hat, zum Beispiel Dreher, Schlosser, Schreiner usw.

Neben der praktischen Ausbildung her geht nun auch eine Schulausbildung, die in verschiedenen Werken und Lehrlingschulen sehr weit ausgeprägt ist und die den Lehrling befähigt, auch seiner eigentlichen Arbeit fernliegende Arbeiten oder Zusammenhänge zu erkennen und sich für seine eigene Arbeit nutzbar zu machen.

Anders beim Volontär. Ob dieser für seine Lehrzeit eine Entschädigung erhält, unterliegt immer besonderer Vereinbarung, ebenso wird die Dauer der Lehrzeit nach besonderen Vereinbarungen festgelegt; denn eine Lehrzeit muß auch der Volontär durchmachen, wenn sie auch in dem einzelnen Fach nicht so eingehend ausfallen kann, wie bei dem Lehrling.

Es ist nun von jeher ein steter Kampf zwischen Lehrlingen und Volontären, und dieser kommt wohl daher, daß in vielen Fällen die Volontäre, das heißt die „Herren Volontäre“ noch nicht das richtige Verständnis für ihre Arbeit hatten, daß sie sich himmelhoch über dem Lehrling stehend dünkten und der Arbeit nach Möglichkeit aus dem Wege gingen, ihre Volontärzeit also gewissermaßen als Vergnügungszeit auffaßten.

Ganz verkehrt ist es natürlich, wenn ein Volontär sich mehr dünnt als ein Lehrling, und wenn er noch so alt ist. Wohl kommt der Lehrling mit seinem 14. Lebensjahre in die Lehre, ist Ermahnungen des Lehrmeisters noch leichter zugänglich und auch noch nicht so in sich selbst gefestigt, wie ein älterer Mensch, da er den Wert seiner Ausbildung für sein späteres Leben noch nicht so beurteilen kann.

Wenn der Volontär dies berücksichtigt, wird ihm eine etwaige Überhebung von selbst bald sehr lächerlich erscheinen und es wird sich bald ein recht gutes Verhältnis zu seinen Mitlehrlingen ergeben.

Doch nicht allein zu diesen soll das Verhältnis so werden, sondern er soll auch zu seinen anderen Arbeitsgenossen in ein entsprechendes Verhältnis kommen; er soll sie genau so achten lernen, wie seine früheren Mitschüler und soll sich durch fleißige Arbeit eben so die Achtung seiner Arbeitsgenossen erringen. Denn er soll ja nicht allein die praktische Hand- oder Maschinenarbeit lernen, sondern er soll vielmehr später dazu befähigt sein, mit den Gedanken des Werkmannes zu denken. Er soll seine Freuden und Leiden teilen lernen und soll wissen, daß in allen ein Bildungsdrang ist, der sich nur leider oft nicht auswirken kann, da die Mittel hierzu fehlen.

Damit ihm dies möglich ist, muß sich der Volontär auch aufwendlich mit dem Gedankengang des Arbeiters befassen. Er muß Gelegenheit nehmen, an den Versammlungen teilzunehmen, die der Weiterbildung des Arbeiters, die dem Zusammenfluß zur Erreichung lebenswürdiger Bedingungen dienen. Es ist hierbei wirklich nicht nötig, daß er eigene und vielleicht anzogezogene Anschauungen ändert und diesen untreu wird, er soll nur auch die Ansichten der anderen zum mindesten verstehen und achten lernen.

In ähnlichem Sinne muß man das allerdings auch vom Lehrling fordern. Auch dieser soll sich mit der Geisteswelt des Volontärs befassen, soll in ihm nicht den natürlichen Feind sehen, sondern ehrliches Streben anerkennen lernen und sich sagen, daß eben zu der anderen Lebensstellung des Volontärs andere Vorbedingungen maßgebend waren.

Es schadet dem Volontär nichts, weder in seiner Lehrzeit noch in seinem späteren Leben, wenn er sich einer Gewerkschaft anschließt, nicht gegnungen, sondern aus innerster Überzeugung. Andererseits wird auch der Lehrling sehr oft einen Lebensgenossen dadurch erreichen, daß er sich nicht einseitig abschließt, sondern sich mit dem Gedankengang des Volontärs vertraut macht.

Und nun tritt die Frage an uns: Lehrling oder Volontär? In den meisten Fällen wird diese Frage durch die Vorbedingungen und durch das beabsichtigte Ziel geregelt. Bezieht die Möglichkeit einer Schulausbildung, die erwarten läßt, daß im späteren Beruf diese Schulgrundlage eine weitere wissenschaftliche Ausbildung zuläßt, so ist die Ausbildung als Volontär zu empfehlen. Es soll ganz besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß es in vielen Fällen nicht an geliebten

Schwierigkeiten hängt, sondern daß Wissen nicht gekauft werden kann. Es kann auch der Sohn eines begüterten Vaters sich so hervorragend für die Praxis eignen und so wenig zum wissenschaftlichen Studium geeignet sein, daß es eine Sünde wäre, diesen Jungen der Praxis zu entziehen. Andererseits finden wir gerade in Arbeiterkreisen hervorragende für die Technik begabte Jungen, daß es hier wiederum eine Sünde wäre, wollte man nicht alles daran setzen, die dem Jungen das Studium zu ermöglichen. Man wird hier mit Recht einwerfen können, daß hier tatsächlich Geldmangel das Studium verhindern kann. Dem muß entgegeng gehalten werden, daß ja dieses Studium nicht an die Lehrzeit anzuschließen braucht und daß es eine ganze Reihe von Techniker gibt, die erst in älteren Jahren sich diesem widmen konnten; auch ist es durchaus nicht erforderlich, eine Hochschule zu besuchen; denn wir brauchen in der Praxis so viel Techniker mit praktischer Begabung, die auf keiner Hochschule gelernt werden kann.

Eins soll durch die obigen Zeilen erreicht werden: Wissen ist Macht! Gerade die jungen Leute unserer Zeit haben viel Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu lernen, es muß nicht immer Fußball sein; denn die körperliche Erziehung ist durch jeden vernünftig betriebenen Sport zu erreichen, ohne daß jede freie Minute der Reifendauer gewidmet wird. Davor muß sich unsere Jugend sehr hüten. Verklaffung im Sport rächt sich in späteren Jahren im Beruf. Lehrling und seine Herrenjahre und für sich am wertvollsten verwendet der seine Lehrzeit, der sich das immer vor Augen hält, sei er Lehrling oder Volontär. W e h r.

Arbeitslosigkeit einfiel und jetzt

Arbeitslosigkeit ist heute wie früher ein Gespenst, das jeder fürchtet, der mit dem Beginn der Arbeitslosigkeit die Grundlagen seines und seiner Familie Dasein wankend sieht. Wir haben zwar heute die Arbeitslosenversicherung, die jedem unter gewissen Bedingungen für eine bestimmte Zeit eine laufende Unterstützung gewährt, aber diese Unterstützung erreicht auch im günstigsten Falle nicht die Lohnhöhe. Und da im allgemeinen schon der Lohn nicht ausreicht, um die Lebensunterhaltungskosten zu bestreiten, bedeutet Arbeitslosigkeit trotz des Anspruchs auf Unterstützung eine weitere Einschränkung der Lebensweise, die sich mit der längeren Dauer der Arbeitslosigkeit bis zum Verfall und schließlich nach Fortfall der Unterstützung oder bei sonstigen noch hinzukommenden Unglücksfällen in der Familie zur Verelendung steigern kann.

Tropfen kann man wohl sagen, daß heute Arbeitslosigkeit — im ganzen betrachtet — nicht mehr ganz so schwarze Schatten auf das Leben des Arbeiters wirft wie einst. Die Arbeitslosenunterstützung legt heute doch schon ein länderndes Pflaster auf die Wunden, die von der kapitalistischen Wirtschaft verursacht werden. Gegenüber den früheren Zuständen ist doch schon ein bedeutender Fortschritt erzielt worden, der sowohl in materieller als moralischer Beziehung dem Arbeitnehmer zugute kommt. Erwähnen wir uns doch, daß in Deutschland eine öffentliche Arbeitslosenunterstützung erst seit dem November 1918 besteht, daß vorher nur die Armenunterstützung in Anspruch genommen werden konnte, die erstens in den meisten Fällen verlagte und zweitens keinen Rechtsanspruch bot, sondern eine sogenannte „wohlthätige“ Einrichtung war, die die Wohlthat der Laune eines dem letzten Bismarck zumühmenden Armenrats überließ und noch den Nachteil hatte, daß man mit dem Empfang einer Unterstützung auch sein Wahlrecht verlor, also mit einem Verbrüder oder Geistesstricken auf eine Stufe gestellt wurde. Zudem waren die Unterstützungsbeträge, wenn sie gewährt wurden, nur niedrig, reichten jedenfalls nicht im entferntesten an die heutigen Unterstützungssätze heran, wurden auch gewöhnlich nur einmal oder nur für kurze Zeit gewährt. Wie es da denen zumute war, die arbeitslos wurden und keine Ersparnisse gemacht hatten, kann man sich denken, wenn selbst heute noch, trotz Gewährung einer gesetzlich zustehenden Unterstützung, Arbeitslosigkeit gefürchtet wird.

Zu einem solchen Vergleich kommt man unwillkürlich, wenn man Gelegenheit hat, in alten Papieren eine Arbeitslosenstatistik aus früheren Jahrzehnten zu finden. Uns fiel kürzlich eine solche Statistik aus dem Jahre 1893 in die Hände; sie war in der Stadt W u r z e n in Sachsen aufgenommen worden, und zwar zu Anfang Februar des genannten Jahres, ist also 35 Jahre alt. In diesem Jahre herrschte ein strenger Winter und so ist es erklärlich, daß sich unter den von der Statistik erfaßten Arbeitslosen in der Mehrzahl Bauhandwerker und „Handarbeiter“ (letztere wahrscheinlich zum Teil Bauhilfsarbeiter) befanden. Eine allgemeine Wirtschaftskrise, wie wir sie heute alle Augenblick verzeichnen können, herrschte also damals nicht. Und doch zeigen uns die gemachten Angaben, daß sich unter den Arbeitslosen große Not bemerkbar gemacht hatte. Vertreter waren alle Altersklassen, vom Säugling bis zum Greis, Lebige und Verheiratete, Kinderlose und Familienväter, die bis zu zehn Kindern zu versorgen hatten. Die Dauer der Arbeitslosigkeit betrug zur Zeit der Erhebung (Anfang Februar 1893) im Durchschnitt zwei bis drei Monate, bei manchen war schon Krankheit vorhergegangen, während die übrigen in der Regel „Frost“ oder „Arbeitsmangel“ als Grund der Arbeitslosigkeit angegeben hatten.

Wozu lebten nun diese Arbeitslosen damals? Eine öffentliche Arbeitslosenunterstützung gab es ja noch nicht und auch nur ganz wenige Gewerkschaften hatten ja zu der Zeit erst die Arbeitslosenunterstützung für ihre Mitglieder eingeführt, und dann stand ja auch die Gewerkschaftsbewegung erst am Anfang, die meisten gehörten ja noch keiner Gewerkschaft an. Der zur Aufstellung der Statistik ausgegebene Fragebogen enthielt daher auch die Frage: „Wird Armenunterstützung bezogen?“ Diese Frage ist von den etwa 200 Befragten nur viermal bejaht worden. Und nun höre man, wie hoch diese „Unterstützung“ war: einer erhielt 4 M., einer 3 M. wöchentlich und ein Dritter ein Brot, der Vierte machte keine näheren Angaben über die Höhe der Unterstützung. Für 4 M. in für ein Brot mußte also damals ein Arbeitsloser den Weggang zum Armenrat antrien und sich wohl gar noch dumme Reueausreden gefallen lassen, außerdem verlor er sein Wahlrecht bis zur Rückzahlung.

Nun wurde weiter gefragt, ob Frau oder Kinder etwas verdienen. Soweit diese Frage mit Ja beantwortet wurde, war es auch damit nicht weit her. Der Kinderverdienst war gar nicht nennenswert, der Verdienst der Ehefrau, soweit ein solcher in Frage kam, betrug nur in drei Fällen bis zu 7 M., in den meisten Fällen aber weit weniger. Dafür waren aber in vielen Fällen noch weitere Verwandte mit zu unterhalten (Eltern, Vater, Mutter, Schwiegermutter usw.).

Das Rätsel, wozu die Leute lebten, wird erst am Schluß des Fragebogens gelöst, wo es fast in allen Fällen übereinstimmend heißt: „Ich vom Vorgen.“ In wenigen Fällen wurde angegeben: „Ich von den gemachten Ersparnissen.“ Wozu sollten denn auch damals die Arbeiter Ersparnisse machen, da doch die Löhne im Jahre 1893 noch schlechter waren als heute? Es wurde also gehorcht und wer es je erfahren hat, wozu derjenige kommt, der kein Räuber bösen muß, um es später wieder von dem sozialen Lohn abzuhängen, der weiß, daß die meisten nicht wieder aus dem Dreck herauskommen.

So ganz trocken sind statistische Angaben also doch nicht; sie reden manchmal eine sehr deutliche Sprache. Und wir sollten diese Sprache verstehen lernen. — In die Sache der Fürsorge für die Arbeitslosen erhebliche Fortschritte erzielt wurden, ergibt in der Hauptsache durch die Gewerk-

chaften, von denen gedankenlose Schwäger, Nichtswisser und Demagogen heute behaupten, daß sie noch nichts Erprobtes für die Arbeiterchaft getan hätten. Auch hier zeigt sich wieder das Gegenbild. Von jeher haben die Gewerkschaften die Forderung aufgestellt, daß die Arbeitslosen, die Opfer der heutigen Wirtschaftsordnung, unterstützt werden müssen. Jahrzehnte haben sie darum gekämpft, von den meisten Arbeitern, die unorganisiert blieben, dabei im Stich gelassen. Da der Staat sich nicht bequeme, die soziale Unterstützungspflicht anzuerkennen (auch hier verlagten die Arbeiter zum großen Teil, da sie bürgerliche Abgeordnete, Gegner der Arbeitslosenunterstützung wählten), schufen die meisten Gewerkschaften eigene Unterstützungseinrichtungen für ihre Mitglieder. Dann kam die Revolution, die der Arbeiterchaft einen größeren Einfluß im Staat brachte. Die Arbeitslosenunterstützung wurde als Pflicht der Allgemeinheit anerkannt, sie wurde eingeführt und ausgeführt zu dem, was wir jetzt besitzen, immer noch unter dem Druck der Gewerkschaften, gegen starken Widerstand im Lager der bestehenden Klassen. Was noch zu bemängeln ist, kann noch verbessert werden. Slingen aber wird auch das nur, wenn sich die Arbeiter so geschlossen wie möglich in den Gewerkschaften zusammenschließen.

Rückgang der Auswanderung nach Argentinien

Die jüngsten Veröffentlichungen über die Auswanderung nach Argentinien zeigen einen starken Rückgang der Einwanderung in dieses von der Natur reich begünstigte Land. Argentinien hatte 1921 eine Bevölkerungszahl von 10 300 000 Personen, darunter 2 430 000 europäische Einwanderer. Die Einwanderung aus Italien stand bisher stets an der Spitze, doch ist diese dank des Auswanderungsverbots Mussolinis in diesem Jahre stark zurückgegangen. Indessen ging die Zunahme der Bevölkerung durch Einwanderung bereits vor dem italienischen Verbot dauernd zurück. So gab es 1925 in Argentinien 293 000 Einwanderer neben 218 000 Rückwanderern. Kapitalmangel, Ausbeutung und soziale Unterdrückung sind für den Rückgang verantwortlich. Anschaulich schildert die Zustände in Argentinien Professor August Stalweit, der die Verhältnisse längere Zeit an Ort und Stelle untersuchte, in seiner Broschüre „Die europäische Einwanderung in Südamerika“. Argentinien ist ein Ausbeutungsländ für die wirtschaftlich überlegenen Völker. In Argentinien selbst wird das Land — so schreibt Professor Stalweit — von einer in den Städten (sowohl kommerziellen Oligarchie) ausgebeutet. In dieser städtischen Oligarchie gehört auch der Großgrundbesitzer, der nicht Landwirt im eigentlichen Sinne ist und außerdem in der Regel neben der Nutzung seiner Ländereien noch anderen Geschäften nachgeht. Wir haben keine rechte Vorstellung von der sozialen Wertung der Menschen. Groß und untermittelt steht dort die kleine Schicht der die Reichtümer des Landes Ausbeutenden den Massen der Besitzlosen gegenüber. Wer kein Herr ist, wird dort zum Knechte, zumal dort ein ständiges Überangebot an proletarischen — beschäftigten — Arbeitskräften herrscht.

Schriftenreihe

„Hoffmanns Erzählungen.“ Der alte, volkstümliche Sozialdemokrat und Parlamentarier Adolf Hoffmann-Berlin hat unter abiger Überschrift allerlei Lehrreiches und Unterhaltendes als Erinnerung aus sozialistengesellschaftlicher Zeit zusammengestellt und in einem schmucken Gebirgsband herausgegeben. Das Buch hat besonders bei den Alten Anklang gefunden. Der billige Preis, 3 M. und 40 S für Park und Verpackung, ermöglicht dem beteiligten Arbeiter die Anschaffung. Verlag Adolf Hoffmann, Berlin O 17, Köpenicker Str. 61. — Kaum ein Buch ist wie dieses geeignet, die Niedergelassenen aufzurufen zum Kampf gegen jene Mächte, die, anrennend von rechts und links, auch heute noch die deutsche Arbeiterchaft mit kapitalistischer oder bolschewistischer Verstockung bedrohen. Kein besseres Gebirgsbuch zum Weihnachtsgeschenk müßten wir als dieses unterhalten, belehrende und propagandistisch wirkungsvolle Werkchen.

„Dahem in Europa“ von Frau Prof. Dr. Anna Siemsen, Urania-Verlagsgesellschaft u. s. f. Jena 1928. Reich illustriert mit 87 künstlerischen Aufnahmen und dem Bildnis der Autorin geschmückt kostet das Werk in Halbleinen 4,80 M., in Ganzleinen 5,50 M. Anna Siemsen hat jetzt wieder ein neues Werk geschrieben. „Dahem in Europa“ nennt sie das mit vielen künstlerisch wertvollen Aufnahmen verzierte Buch. „Dahem in Europa“ ist vielsach nur ein Schlagwort. Die Heftbilder, die Anna Siemsen in diesem Buche vereinigt, sind Proben eines wirklich sozialen Wanderns. In einfacher, dabei eindrucksvoller Darstellung werden lebendig Landschaft und Menschen, Geschichte und Gegenwart, Land und Meer. Sie ist wirklich dahem in Europa, diese Sozialistin, wenn sie auch nur die Länder Mittel- und Osteuropas durchquert. Diese Blätter zeigen auch von den Klassen und Unterdrückten, deren Leistungen nur zu gern von der offiziellen Wissenschaft verschwiegen werden. Es ist das Buch einer politischen Kämpferin der unterdrückten Klasse von heute, die ein warmes Kameradschaftsgefühl verbindet mit den Schicksalsgenossen vergangener Jahrhunderte und Wirtschaftsformen.

„Die rote Kinderrepublik“, zusammengestellt von Andreas Gajda, 72 Seiten auf Kunstdruckpapier, Querschnitt, überreich illustriert. Halbleinen 3,50 M. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 8. — Das ist ein feines, ein richtiges Kinderbuch. So gar nicht leicht, daß für aber auch kein bißchen langweilig. Die kleinen Leser wollen nicht immer belehrt sein, noch dazu über kleine, alltägliche Dinge. Sie wollen durch das Lesen über sich selbst hinaus zum Erlebnis und zur Freude. Hier wird ihr Verlangen erfüllt und noch viel mehr: sie werden begeistert und unwillkürlich hingezogen zur sozialistischen Gedankenwelt, denn in der roten Kinderrepublik haben sie alle zum ersten Male sozialistische Gemeinschaft im Kleinen erlebt. In diesem Buch sind die Zeitschriften der Kinderfreundebewegung in kurzen Briefen, Geschichten, kleinen Berichten und Bildern von Kindern für Kinder gesammelt.

„Sängere Arbeiterdichtung“, ausgewählt von Karl Brüder. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. 56 Seiten, kart. 0,90 M., Halbleinen 1,50 M., Halbleinen 3 M. Berlin 1929, Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 8.

„Der Kraftstoff und andere Großstadtmärchen“ von Bruno Schöndank. Der bekannte Kritiker und Schöpfer des neuen Sprechgortkunstwerkes hat bei der Büchergilde Gutenberg, Berlin SW 61, Brandenburgstraße 5, diesen kleinen, hübsch illustrierten 150-S-Band herausgegeben, den er der Stadt Berlin zugeeignet hat. Berlin und — Märchen? Angerechnet Berlin...? Schöndank verächtlich die Augen nicht vor dem Berlin, wie es wirklich ist und wie es nicht im Sachdecker steht. Er überdurdert das harte Dasein des großstädtischen Proletariats nicht mit süßen Sentimentalitäten und tauscht keine märchenhafte fata Morgana vor, wo eine Wüste ist. Aber er beweist mit diesem Buch, daß die Märchen die Schwärmer der Wirklichkeit sind, daß auch die Großstadt etwas Märchenhaftes hat und daß auch auf dem heimischen Meer die Segler der träumerischen Phantasie schwimmen können.

„Rebe ohne Hoffnung.“ Von Else Feldmann. Preis 1,50 M. Büchergilde Gutenberg, Berlin SW 61, Dreißendstraße 5. — Die Verfasserin hat einer dieser kurzen Geschichten das Wort von Peter Kienberg: „Das Leben dünnet, und wir schreiben es auf“ vorausgesetzt. Und so ist es. Diese kleinen Erzählungen hat das Leben gedichtet. Else Feldmann erzählt von den „kleinen Leuten“, von Dienstboten, Näherinnen, gealterten Künstlern, Fräulein, Prostituierten, von ihrem Hunger nach Liebe, von ihrer Sehnsucht nach Sonne. Viel Glend ist in der Welt, und der unglückliche Mensch ist fast immer allein. Aber Else Feldmann läßt auch die wahrhafte Menschlichkeit aufleuchten und dann und wann einen Schimmer von Glück.

„Bauerzweiger und Sozialdemokratie.“ Preis 50 S. E. Böhmsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin S 30. — Die Broschüre will Material für den Kampf gegen die arme Ausbeutung geben.

Daus und Verlag Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Adenstraße 16

